

Sektion Arbeits- und Industriosozologie und Sektion Wissenschafts- und Technikforschung

Bericht zur Herbst-Tagung 2013 »Neue Arbeits-Technik-Welten?«

Technik und Arbeit sind schon immer aufs Engste miteinander verzahnt. Technologische Innovationen und deren Diffusion prägen in nicht unerheblicher Weise Prozesse des Wandels von Arbeit und damit die konkrete Ausgestaltung von Arbeitsorganisation, Arbeitshandeln und Arbeitsbedingungen mit. Das gilt heute in besonderem Maße für digitale Technologien und das (mobile) Internet. Vor diesem Hintergrund fand am 7. und 8. November 2013 an der Universität Stuttgart eine gemeinsame Tagung der Sektion Wissenschafts- und Technikforschung und der Sektion Arbeits- und Industriosozologie statt. Die Tagung wurde unter dem Titel »Neue Arbeits-Technik-Welten? Digitalisierung, mobiles Internet und der Wandel der Arbeit« von Ulrich Dolata (Stuttgart; für die Wissenschafts- und Technikforschung) und Sabine Pfeiffer (München; für die Arbeits- und Industriosozologie) organisiert; am ersten Abend fanden parallel die Mitgliederversammlungen beider Sektionen statt.

Das Ziel dieser sektionsübergreifenden Herbsttagung war es, die empirischen und theoretischen Beiträge der Arbeits- und Techniksoziologie zu diesen Themen stärker als bisher aufeinander zu beziehen, zu einer kritischen Bestandsaufnahme der Veränderungen von Arbeitsorganisation, -handeln und -bedingungen durch digitale Technologien und das (mobile) Internet beizutragen und Perspektiven dieses Wandels zu diskutieren. Die gut besuchte Tagung ermöglichte einen lebendigen Austausch und zeigte die vielfältigen empirischen wie auch konzeptionellen Berührungspunkte beider Sektionen. In den Debatten zu einzelnen Vorträgen wie auch in der abschließenden Diskussion wurde gemeinsam um übergreifende Fragen jenseits einzelner Befunde gerungen: Wie relevant sind die benannten Phänomene in einer über den exemplarisch untersuchten Fall hinausgehenden Perspektive? Wie einschneidend sind die mit neuen digitalen Technologien einhergehenden Veränderungen in der Arbeitsorganisation und im Arbeitshandeln? Wie nachhaltig haben sich die Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit verschoben? Wie wirken die neuen digitalen Technologien auf die inner- und außerbetrieblichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse zurück? Vor allem aber: Wie lassen sich die benannten Phänomene jenseits griffiger Schlagwörter und exemplarischer Fälle theoretisch fassen und soziologisch verdichten? Für eine

Weiterführung des in Stuttgart intensivierten, sektionsübergreifenden Dialogs zu diesen Fragen wurde insbesondere in der Abschlussdiskussion von vielen Beteiligten plädiert.

Die insgesamt dreizehn ausgewählten Vorträge wurden in vier inhaltliche Blöcke gefasst. Eröffnet wurde der erste Block zu theoretischen Konzepten und empirischen Annäherungen durch *Andreas Boes* und *Tobias Kämpf* (München). Sie stellten das arbeits- und industriesoziologische Konzept der Informatisierung der Arbeit (Rudi Schmiede u.a.) vor und diskutierten vor diesem Hintergrund aktuelle Umbrüche der globalisierten Arbeitswelt, in denen sie vor allem einen auf die »Kopfarbeit« zielenden Industrialisierungstyp erkennen. Diesen theoretisch-konzeptionellen Einstieg ergänzte *Stefan Kirchner* (Hamburg) mit einem Einblick in die empirischen Konturen der digitalen Arbeitswelt. Auf Basis von Auswertungen eines Teildatensatzes des European Working Conditions Survey (EWCS) zeigte er u.a. den Anteil von Routinetätigkeiten mit dem Computer und demonstrierte, welche Unterschiede zwischen Computerarbeitsplätzen mit und ohne Internetnutzung relevant sind. Eine theoretische Kritik des Informationsbegriffs und des herrschenden Verständnisses von Informationsverarbeitung durch *Peter Brödner* (Siegen) und eine empirische Betrachtung des Zusammenhangs von Nichtwissen, Unsicherheit und Fehlermanagement in hochtechnisierten Organisationen von *Maximiliane Wilkesmann* und *Johannes Weyer* (Dortmund) rundeten den theoretisch-empirischen Einstiegsblock der Tagung ab. Dabei zeigten die empirischen Fallbeispiele aus dem Störfallmanagement an Bord von Verkehrsflugzeugen und im Kontext von Systemen für das so genannte Critical-Incident-Reporting in Krankenhäusern (dies war der Schwerpunkt der Darstellung von Maximiliane Wilkesmann), dass Organisationen hoch entwickelte Sicherheits- und Lernkulturen haben, um mit Unsicherheit und Nichtwissen in komplexen Systemen umzugehen. Peter Brödnert Beitrag dagegen lud zu einer Re-Diskussion der Begriffe »Zeichen« und »Information« ein und skizzierte, inwieweit eine derart semiotische Perspektive einen Beitrag leisten könne zur Erklärung von Kernproblemen im Umgang mit Computersystemen in der sozialen Praxis von Organisationen.

Nach dieser Grundlegung im ersten Block widmeten sich zwei Beiträge im nächsten inhaltlichen Tagungsblock Phänomenen neuer Arbeits- und Produktionsmodi. Dabei machte sich zunächst *Sascha Dickel* (Berlin) auf die Suche nach der schöpferischen Persönlichkeit im Kontext einer Renaissance des Do-it-yourself (DIY) in der Informationsökonomie. Er stellte dabei die eher utopistische FabLab-Bewegung, die vor allem mit der Technologie des

3D-Drucks verbunden wird, einem kommerziellen Online-Portal für handgefertigte Produkte gegenüber. *Heidmarie Hanekop* (Göttingen) legte ihren Fokus mit Blick auf neue Produktionsmodi vor allem auf das Verhältnis zwischen beteiligten Unternehmen und den produzierenden Usern und zeigte anhand von Open Source und anderen usergenerierten Services im Web 2.0, dass sich hier Machtstrukturen bilden, die nicht nur in eine Richtung gehen. Beide Beiträge und die Diskussionen dazu verdeutlichten erneut die Herausforderung, im Kontext aktueller technischer Entwicklungen immer wieder aufs Neue den empirischen und konzeptionellen Spagat zwischen Phänomenbeschreibung, der Analyse mit bewährten soziologischen Kategorien und deren Infragestellung hinzubekommen.

Der zweite Tag wurde eröffnet mit einem weiteren inhaltlichen Block; dieser versammelte vier Beiträge, die in ihrer Unterschiedlichkeit die empirische Vielfalt neuer Arbeits-Technik-Welten deutlich machten. So diskutierte *Ines Langemeyer* (Karlsruhe) unterschiedliche arbeitssoziologische Konzepte vor dem Hintergrund empirischer Einblicke in Arbeit mit (teil-)autonom handelnder Technik (bspw. in der Medizintechnik) und plädierte abschließend dafür, der Lernförmigkeit von Arbeit stärkere konzeptionelle Beachtung zu schenken. Mit ethnomethodologischen Einblicken in die Arbeit im digitalisierten Gebäudemanagement führten *Thomas Berker* (Trondheim) und *Florian Muhle* (Bielefeld) die Reihe der empirisch fokussierten Beiträge weiter. Mit ihrem Fokus auf die alltägliche Praxis der De- und Re-Lokalisierung stellten sie dabei gängige, deduktiv abgeleitete Dualismen (Mensch/Maschine, lokal/global etc.) auch konzeptionell in Frage. *Tanja Carstensen* (Hamburg-Harburg) schloss mit empirischen Einblicken in die Anforderungen an Beschäftigte und deren Interessenvertretungen im Kontext betrieblicher Web-2.0-Nutzung an. Auf der Basis zweier empirischer Projekte zeigte sie, welche Anforderungen sich an die Subjekte insbesondere durch das permanente Management der Grenzen zwischen Erwerbsarbeit und anderen Lebensbereichen sowie zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre stellen. Schließlich rundete *Wolfgang Ludwig-Mayerhofer* (Siegen) den Reigen der empirischen Vielfalt dieses Blocks mit der sonst wenig erforschten Digitalisierung der Arbeitsverwaltung ab und zeichnete nach, wie Arbeitsvermittler im Spannungsfeld zwischen den Handlungsanforderungen des Arbeitgebers, der arbeitslosen »KundInnen« und den Setzungen der EDV agieren. Alle vier Beiträge dieses Blocks lenkten den Blick besonders auf die Beschäftigten und ihr konkretes und praktisches Handeln im – jeweils spezifisch informatisierten – Arbeitsalltag.

Die letzten Beiträge der Tagung drehten sich um Perspektiven beider Sektionen zu den Schlagwörtern Industrie 4.0, Cloud und RFID. Dabei fokussierten *Michael Eggert* und *Daniel Kerpen* (Aachen) auf Veränderungen im Bereich der Produktionsarbeit. Sie zeigten in ihrem Beitrag nicht nur, dass *Cloud Computing* zu neuen Entgrenzungspänomenen und erhöhten Anforderungen an interorganisationales Vertrauen führt, sondern prognostizierten zudem veränderte Berufsbilder im Zusammenhang mit Industrie 4.0. *Cloud Computing* wurde dabei als Basistechnologie für das Paradigma von Industrie 4.0 gefasst und Auswirkungen vor allem für die Arbeitsformen und –beziehungen des Personals an der Maschine und im technischen Service beschrieben. *Ulf Ortmann* (Bielefeld) konfrontierte abschließend zwei unterschiedliche empirische Felder des RFID-Einsatzes – tayloristisch organisierte Produktionsarbeit in der Textilbranche und öffentliche Dienstleistungsarbeit in einer Bibliothek – und zeichnete nach, was praktisch passiert, wenn RFID-Etiketten in Alltagsgegenstände und Arbeitsabläufe integriert sind, und wie Beschäftigte und (mitarbeitende) KundInnen damit umgehen. Mit Popitz und den *Science Technology Studies* arbeitete Ortmann zudem heraus, wie die Technik einen mehrstufigen Leistungsanspruch konstituiert, auf den nicht intuitiv und automatisch, sondern konkret handelnd und zunehmend routinisierend reagiert wird.

Die Tagung bot sektionsübergreifend eine inspirierende Mischung von theoretisch reflektierenden und empirisch orientierten Beiträgen, die sich um einen Brückenschlag zwischen techniksoziologischen und arbeits- bzw. industriesoziologischen Konzepten bemühten. Teils in den Vorträgen selbst, durchgängig aber in den lebendigen Diskussionen in ihrer Folge wurden Potenziale einer integrierten Betrachtung spürbar. Der in Stuttgart begonnene Brückenschlag zwischen beiden Sektionen ist sicher noch nicht abgeschlossen und wird fortgeführt werden. Der mit der gemeinsamen Herbsttagung 2013 begonnene Diskurs wird zudem einen schriftlichen Niederschlag finden, da ein Großteil der Beiträge in der nächsten Ausgabe der Arbeits- und Industriesoziologischen Studien – des E-Journals der Sektion – veröffentlicht wird.

Sabine Pfeiffer und Ulrich Dolata

Sektion Land- und Agrarsoziologie

Herbstsymposium »Die Tiere (in) der Gesellschaft« am 8. und 9. November 2013 an der Justus-Liebig-Universität Gießen

Vor einem Jahrzehnt beklagte Hilary Tovey in einem Beitrag der Zeitschrift *Sociologia Ruralis* die Unsichtbarkeit der Tiere in der sozialwissenschaftlichen Analyse der Mensch-Natur-Verhältnisse. Sie stellte fest, dass Tiere, der Umgang mit ihnen und ihre Nutzung einen zentralen Stellenwert in der ländlichen Gesellschaft einnehmen. Es sei deshalb eine zentrale Aufgabe der Land- und Agrarsoziologie an der Theorieentwicklung der Mensch-Tier-Verhältnisse mitzuwirken. Sie plädierte für ein gesellschaftliches Paradigma, das zumindest die domestizierten Tiere in die Gesellschaft einbeziehe, da ihr Schicksal von durch Ungleichheit und Hierarchien geprägten sozialen Beziehungen bestimmt werde.

Auch der für das »Handwörterbuch der ländlichen Gesellschaft« von Karin Jürgens verfasste Überblicksbeitrag »Mensch-Nutztier-Beziehung« machte diese Forschungslücke sehr deutlich. Sie betont über die ungleichen sozialen Beziehungen hinaus den Wandel der Orientierungs- und Deutungsmuster im Umgang mit Nutztieren. Ihre dringliche Forderung nach »mehr Forschung« ist nicht ungehört geblieben. In den vergangenen Jahren ist das Feld der »Human-Animal Studies« neu erstanden, in dem sich Forschergruppen neu konstituiert haben und zahlreiche Publikationen erschienen bzw. angekündigt sind.

Vor diesem Hintergrund war es das Ziel des Herbstsymposiums der Sektion Land- und Agrarsoziologie, den Versuch einer Bestandsaufnahme zu unternehmen und eine Brücke zwischen Land- und Agrarsoziologie und Human-Animal Studies zu schlagen. Dabei hat man sich bei der Konzeption der Tagung bewusst nicht auf die Formen der landwirtschaftlichen Nutzung beschränkt, um ein zu enges Verständnis der Thematik auszuschließen, aber auch, da die besondere Stellung der landwirtschaftlichen Nutztiere in der Gesellschaft und der sich ändernde Blick auf diese Form der Nutzung gerade durch den Vergleich mit anderen und bisher kaum wahrgenommenen Nutzungsformen herausgearbeitet werden kann.

Das Symposium begann mit einem eher ungewöhnlichen Einstieg den die Organisatoren, da es sich um eine Sektionsveranstaltung handelte, aber aus gegebenem Anlass bewusst gesetzt haben. In einer Mittagsvorlesung zum Thema »Der ›Ort des Nationalsozialismus‹ in der Land- und Agrarsoziologie – betrachtet vor der aktuellen Debatte in der deutschen Soziologie«

griff *Heinrich Becker* (Braunschweig) die jüngeren Diskussionen in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie auf und brachte den TeilnehmerInnen die spezifische Entwicklung der Land- und später der Land- und Agrarsoziologie in Erinnerung.

Den inhaltlichen Auftakt des eigentlichen Symposiums bildete dann der theoretisch ausgerichtete Vortrag von *Dennis Kirschsieper* (Duisburg-Essen), der die multiplen und höchst verschiedenartigen Mensch-Tier Verhältnisse der modernen Gesellschaft als Ausdruck zunehmender gesellschaftlicher Differenzierung interpretierte. Er schaffte eine durchaus kontrovers diskutierte, theoretische Grundlage, die im weiteren Verlauf der Tagung immer wieder aufgegriffen wurde. Verschiedene Bereiche, wie beispielsweise Familie, Wirtschaft, Medizin, Politik, Recht oder Religion, so der Befund, ziehen individuell Grenzen zwischen Mensch und Tier, skizzieren ein eigenes Menschen- und Tierbild und legen eigene Inklusions- bzw. Exklusionsbedingungen für Menschen und Tiere fest.

Diesen theoretischen Ausführungen hatten die Organisatoren anschließend bewusst empirische Zugänge gegenübergestellt. Die Haltung von Pferden als Sporttiere war unmittelbar anschließend Gegenstand eines Vortrags von *Christina Ikinger* und *Katharina Wiegand* (Göttingen) zu den »Reitsportmotiven und Tierwohleinstellungen bei Pferdesportlern« sowie einer »Studie in geschlechtersoziologischer Perspektive auf das sportliche Nutztier Pferd« von *Nicole Kirchoff* (Dortmund). Der erste der beiden Beiträge zeigte unter anderem, dass sich die Beziehung von Mensch und Pferd im Laufe der Lebensentwicklung des Menschen verändert, da die Beweggründe des Menschen zu reiten insbesondere durch das Alter beeinflusst werden. Nicole Kirchoff analysierte, wie im Feld des Dressurreitens sich mit dem Wandel der gesellschaftlichen Funktionen von einer militärischen zu einer sportlichen Aktivität auch die Zuordnung des Dressurreitens zu Geschlechterrollen gewandelt hat, aber in scheinbar paradoxer Weise die ursprünglichen männlichen Konnotationen in den Denkweisen und den Regeln bewahrt wurden.

Zwei Beiträge thematisierten Mensch-Tier Beziehungen in Arbeitsverhältnissen. *Marvel Sebastian* (Hamburg) skizzierte eine Studie zum Thema der »Ambivalenzen der Arbeitssituation und Umgangsweisen von Schlachthofarbeitern« und *Theodor Fock* (Neubrandenburg) fasste in seinem Überblicksbeitrag die Befunde kleinerer Studien zu den »Arbeitsbedingungen in der landwirtschaftlichen Tierhaltung« zusammen. Insbesondere die Innovationsschübe in den Informations- und Steuerungstechnologien haben in den letzten Jahren die Arbeit in der Tierhaltung qualitativ verändert.

Unter dem Titel »Zootiere und Artenschutz: ein Legitimationsproblem?« wurde die Entwicklung des Zoos zum Naturschutzzentrum, in dem der Artenschutz im Vordergrund steht, von *Julia Siegmundt* (Bern) betrachtet. Aus ihrer Sicht kann der Zoo als Heterotopie im Sinne Foucaults studiert werden, ein anderer Raum, der irgendwie mittendrin in der Gesellschaft ist, aber nach einer eigenen, inneren Logik funktioniert.

Stephan Lorenz und *Kerstin Stark* (Jena) stellten erste Befunde eines Projektes zum Bienensterben vor. Gegenstand des Vortrages waren die Ergebnisse einer Studie zur Stadtimkerei in Berlin. Während die Bienenbestände insgesamt und global abnehmen, lässt sich gleichzeitig seit einigen Jahren ein Trend zur Bienenhaltung in Berlin wie auch in großen Städten feststellen. Es entbrach eine leidenschaftliche Debatte, ob dieses städtische Phänomen nicht auch in ländlichen Regionen zu finden ist. Ein Frage, die in der weiteren Forschung zu beleuchten ist.

Die Nutzung von Tieren für therapeutische Zwecke und im gesellschaftlichen Umgang mit dem Sterbeprozess sind ebenfalls relativ neue Formen von Mensch-Tier Verhältnissen. *Katja Pohlheim* (Bielefeld) reflektierte die zunehmende Nutzung von Tieren in der Therapie. Sie selbst legt ihrer Arbeit einen sozialkonstruktivistischen Ansatz zugrunde und differenzierte das Mensch-Tier Verhältnis nach ästhetischen, wissenschaftlichen, symbolischen und wirtschaftlichen Aspekten. Sie plädierte für mehr mikrosoziologische Forschung. Tiere können dem Menschen aber auch als Sterbebegleiter zur Seite stehen. Über die Bedeutung von Tieren am Lebensende, die u.a. als »extra dose of pain medicine« beschrieben werden, berichtete *Michaela Thönnies* (Zürich) in einem mit Katharina Liebe gemeinsam verfassten Beitrag. Aus soziologischer Perspektive sei es wünschenswert, die Mensch-Tier Beziehungen als sozialkulturelles Repertoire in der modernen Dienstleistungsgesellschaft auf ihr Potential zur Verbesserung des Sterbeprozesses vertiefend zu untersuchen.

Am Abschluss der Veranstaltung standen öffentliche Kontroversen um Formen der landwirtschaftlichen Tierhaltung. *Wolfgang Sucharowski* und *Dorit Sorge* (Rostock) untersuchten, wie in einem öffentlichen Online-Dialog über Tiere gesprochen wurde. Sie zeigten, dass sich die Akteure in dem Forum nicht auf einen Dialog einließen, sondern im Wesentlichen nur ihre eigenen Positionen deutlich machten. Aus der Analyse der Sprache und der Dialoge konnten aber unterschiedliche ethische Standpunkte extrahiert werden. Hiermit ist es zumindest möglich, die Verständigungsschwierigkeiten der beteiligten Akteure transparent und somit für die weitere Kommunikation

nutzbar zu machen. *Lutz Laschewski* (Cottbus) untersuchte am Beispiel von Mecklenburg-Vorpommern die Frage der räumlichen Verteilung von Protest gegen Tierhaltungsanlagen. Dazu stellte er verschiedene theoretische Erklärungsansätze gegenüber. Er kommt zu dem Schluss, dass Theorien, die den Wandel der ländlichen Sozialstruktur und die Ansätze der Bewegungsforschung verbinden, die räumlichen Muster von Protest am besten abbilden können.

Das Symposium verlief in einer konstruktiven Atmosphäre, in der die Wissenschaftler sehr verschiedener Fachrichtungen unterschiedliche Perspektiven einbrachten. Viele der vorgestellten Arbeiten befanden sich noch in einem frühen Arbeitsstadium, und es gab Raum und Bereitschaft, konzeptionelle und methodische Fragen ausführlich zu diskutieren. Die konstruktive Kommunikation wie auch die Vielfalt der Zugänge auch am Ende der Veranstaltung wurden von den Teilnehmern des Symposiums lobend hervorgehoben.

Insgesamt ist das Feld der Human-Animal Studies in Deutschland erst im Entstehen. In Hinblick auf seine Institutionalisierung und Einbeziehung der Mensch-Tier Beziehungen in die soziologische Forschung erscheint die Land- und Agrarsoziologie als ein geeigneter Ort, wenn sie, wie es in dieser Tagung erfolgreich gelungen ist, von einem übergreifenden Verständnis der Mensch-Nutztier Verhältnisse in der Gesellschaft ausgeht und sich nicht auf die landwirtschaftlichen Formen der Tiernutzung beschränkt.

Ganz offensichtlich besteht aus inhaltlicher Sicht aber auch ein großer Bedarf an Theorieentwicklung und -integration. Aus einer differenzierungstheoretischen Sicht könnte man sagen, dass die in der Tagung immer wieder aufkommenden, empfundenen Ambivalenzen in den Mensch-Tier Verhältnissen aus den strukturellen Kopplungen der Systeme, aber gleichzeitig auch der physischen mit den kognitiven und emotionalen Ebenen resultieren. Aber die Systemtheorie ist mitnichten das einzige denkbare Theorieangebot. Gerade diese physische, körperliche Ebene des Mensch-Tier Verhältnisses lässt es sinnvoll erscheinen, sich auch solchen Theorieansätzen zu nähern, die wie die Akteur-Netzwerk Theorie von Latour oder Praxistheorien der Körperlichkeit, aber auch der relativen Autonomie der Tiere selbst, mehr Raum geben. Einige der vorgestellten Arbeiten lassen auf originelle, theoretische Konzeptionen in nicht zu ferner Zukunft hoffen.

Im Rahmen des Symposiums fand die Mitgliederversammlung der Sektion statt. Thematisiert wurden u.a. die Entwicklung der Sektion, Berichte aus Fachgebieten sowie die Planungen zum Soziologiekongress 2014 in Trier. Des Weiteren wurde eine neue Geschäftsordnung verabschiedet. Als neue Sprecher der Sektion wurden Lutz Laschewski (erster Sprecher), Simone Helmle (stellvertretender Sprecherin) und Ralf Nolten einstimmig (wieder-) gewählt. Claudia Neu schied aus der Sprechergruppe der Sektion aus.

Maria Meinert

Sektion Politische Soziologie und Sektion Wirtschaftssoziologie

Bericht zur Arbeitstagung »Soziologische Perspektiven auf Resilienz. Theoretische und empirische Zugänge zu Resilienz in politischen und wirtschaftlichen Handlungsfeldern«

Aktuell erfährt die Resilienzforschung in den unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Disziplinen große Aufmerksamkeit, so auch in der Soziologie. Über diesen Weg finden wieder vermehrt Themenstellungen Eingang, welche die Krisenanfälligkeit von Gesellschaften bzw. gesellschaftlichen Teilbereichen thematisieren und darüber hinaus nach ihrer Resistenz fragen. Das Ziel der gemeinsamen Arbeitstagung der Sektionen Politische Soziologie sowie Wirtschaftssoziologie war es daher, nach soziologischen Zugängen zur aktuellen Resilienzforschung zu fragen sowie ausgewählte Beiträge aus der Politischen Soziologie wie auch aus der Wirtschaftssoziologie, die sich der Resilienzforschung zurechnen lassen, einem breiten und interessierten Fachpublikum zu präsentieren und somit auf den aktuellen Stand der Forschung hinzuweisen. Die Arbeitstagung der Sektionen fand am 5. und 6. Dezember 2013 in den Räumen der Universität Trier statt und wurde von Martin Endreß (Trier), Sprecher der Sektion Politische Soziologie, und von Andrea Maurer (Trier), Sprecherin der Sektion Wirtschaftssoziologie, organisiert und ausgerichtet.

Andrea Maurer eröffnet die gut besuchte Tagung und führt das Plenum in die Thematik der Sitzung ein. Der anschließende Eröffnungsbeitrag von *Wolfgang Bonß* (München) geht auf die unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Traditions- und Entwicklungslinien des Resilienzkonzeptes ein und verweist auf mögliche Potenziale, die sich an Hand des Resilienzkonzepts erschließen lassen.

Bonß rekonstruiert im weiteren Verlauf seines Vortrags die zwei Hauptströmungen sozialwissenschaftlicher Resilienzforschung und zeigt, dass der erste Strang Resilienz als die soziale Fähigkeit thematisiert, welche die bestehenden Strukturen aufrechterhält bzw. diese gegenüber internen wie auch externen Störungen verteidigt. Ansätze, die soziale Resilienz als Anpassung an bzw. als Veränderungsleistung sozialer Systeme gegenüber Stresssituationen problematisieren, können dem zweiten Theoriestrang zugerechnet werden.

Im anschließenden Themenblock stehen Beiträge im Vordergrund, die theoretische Zugänge deutlich machen. *Michael Schmid* (München) plädiert in seinem Vortrag dafür, dass soziologische Forschung theoriegeleitet erfolgen muss, und weist in diesem Zusammenhang auf die Vorzüge erklärender Mehrebenen-Modelle auch im Bereich der Resilienzforschung hin. Ausgehend von der Kritik am strukturfunktionalistischen Gleichgewichtsmodell Parsons argumentiert Schmid, dass sehr wohl gesellschaftliche Istzustände existieren, die keine eindeutigen Gleichgewichte kennen und trotzdem stabil sind; in diesem Kontext verweist er auf die Möglichkeiten der Resilienzforschung und plädiert im Rahmen einer erklärenden Soziologie für die Integration von Modellen, die es erlauben, soziale Mechanismen in den Erklärungszusammenhang, wie bspw. Schwellenwertmodelle, einzubeziehen, um so die Frage der Resilienz angemessen zu theoretisieren. *Daniel F. Lorenz* (Berlin) nimmt in seinem Vortrag wie sein Vorredner eine dezidiert theoretische Perspektive ein und rekonstruiert in einem ersten Schritt die Ursprünge der Resilienzkonzeption, um im Anschluss daran die zentralen sozialwissenschaftlichen Ansätze der Katastrophenforschung zu thematisieren. Lorenz schlussfolgert, dass sich mit dem *Coping Capacity* Ansatz kulturelle wie auch soziale Deutungsmuster erkennen lassen; wohingegen sich mit dem *Participative Capacity* Ansatz Fragen der aktiven Gestaltung von bspw. Transformations- sowie Bewältigungsprozessen bearbeiten lassen. Im zweiten Block stehen Beiträge im Vordergrund, die empirische Resilienzanalysen beinhalten. *Gabriela Christmann* (Berlin-Erkner) thematisiert sog. Vulnerabilitätsphänomene und die darauf ausgerichteten Resilienzstrategien in urbanen Räumen. Sie erhellt den Zusammenhang zwischen den von den städtischen Akteuren wahrgenommenen Gefahren einerseits und den darauf aufbauenden Sicherheits- und Anpassungsmaßnahmen andererseits. So zeigt Christmann anhand von Untersuchungen, wie etwa am Beispiel der Städte Lübeck und Rostock, dass aufgrund unterschiedlicher lokalkultureller Wissensbestände und finanzieller Ressourcen unterschiedliche Vulnerabilitäts-

wahrnehmungen auftreten und somit unterschiedliche Resilienzstrategien verfolgt werden, obwohl beide Hansestädte identischen Bedrohungsszenarien ausgeliefert sind, die sich aus dem prognostizierten Klimawandel ergeben werden. *Markus Keck* (Bonn) zeigt in seiner Feldstudie, dass Märkte aus eigener Kraft Resilienzen entwickeln, welche die Verteilungs- und Koordinationsmechanismen aufrechterhalten sowie die Versorgung der Nachfrageseite mit Gütern sicherstellen. Keck zeigt konkret am Lebensmittelmarkt der Millionenstadt Dhaka, dass trotz der globalen Nahrungskrise in den Jahren 2007 und 2008 sowie zahlreicher Naturkatastrophen, die Bangladesch heimsuchten, die Lebensmittelversorgung der Millionenstadt ohne staatliche Unterstützung aufrechterhalten werden konnte. Keck argumentiert auf der Grundlage seiner Daten, dass es die Netzwerke der Anbieter sind, die gegenseitige Unterstützung und Vertrauensbeziehungen entstehen lassen, welche die Lebensmittelmärkte in Dhaka resilient machen. *Sebastian Nessel* (Graz) zeigt am Beispiel des Lebensmittelmarkts, dass Verbraucherorganisationen Marktvulnerabilität verursachen können, da sie die Erwartungen der Marktteilnehmer beeinflussen. Nessel rekonstruiert in einem ersten Schritt zentrale Annahmen der Wirtschaftssoziologie, die im Kern davon ausgehen, dass Märkte sozial strukturiert sind bzw. über die unterschiedlichen Rahmenbedingungen, wie etwa Institutionen sowie kulturelle Muster die Erwartungen der Marktteilnehmer stabilisieren. Ausgehend von seiner Beobachtung fragt Nessel nach denen, die diese Marktstrukturen beeinflussen und zu verändern vermögen. Auf der Grundlage der von ihm erhobenen Daten zeigt er sodann, dass auf dem Markt für Lebensmittel Verbraucherorganisationen zu den Vulnerabilitätsfaktoren gezählt werden können, doppelsinnigerweise diese aber auch den Markt resilient machen, da sie der Anbieterseite Informationen bereitstellen, die Aussagen über die Präferenzen der Konsumenten enthalten.

Der zweite Tag der Konferenz widmet sich den Ursachen und Anfangsbedingungen von Resilienzprozessen. Eine von *Oliver Ibert* (Berlin-Erkner) initiierte Arbeitsmarktstudie bildet die Grundlage seines Vortrags, präziser: der Arbeitsmarkt für Musicaldarsteller, welcher gerade durch seine Eigen dynamiken für die Resilienzforschung von Bedeutung ist. Ibert zeigt, dass sich die individuellen Karrierepfade bezogen auf die Resilienzstrategien über den Zeitverlauf strukturell ähneln, in der Ausformung jedoch individuellen Mustern folgen. Es wird deutlich, dass es zu Beginn der Karriere für die Akteure wichtig ist, sich der Marktnachfrage anzupassen, wohingegen es in der zweiten Hälfte für das berufliche Fortkommen zunehmend relevant wird,

Strategien zu entwickeln, die es den Darstellern ermöglichen, ein breites Stellenprofil zu entwickeln, um eine Nachfrage nach der eigenen Arbeitsleistung zu generieren oder aber abseits des Arbeitsmarktes für Musicaldarsteller Anstellungsmöglichkeiten zu finden.

Aufhänger des Beitrags von *Peter Imbusch* (Wuppertal) ist die bisher wenig untersuchte Frage, wie Menschen mit Gewalt umgehen. In diesem Zusammenhang thematisiert Imbusch die Frage der Resilienz und Gewalt in lateinamerikanischen Städten, um dann auf die Resilienz-Problematik bei Formen von endemischer Gewalt in urbanen Räumen einzugehen; er zeigt, dass die Herausbildung von urbaner Resilienz unter anderem von der Art der vorherrschenden Gewalt und deren Dauerhaftigkeit abhängig ist. Imbusch weist ebenso darauf hin, dass Resilienzstrategien auf unterschiedlichen sozialen Ebenen angesiedelt sind, wie bspw. auf der personalen aber auch auf der Gemeinschafts-Ebene und meint hier insbesondere den Aufbau von sozialen Bindungen, welche wiederum soziale Kontrolle ermöglichen sowie gegenseitiges Vertrauen und Loyalität schaffen. Als Resümee fordert er aber, dass der Begriff der Resilienz präziser gefasst werden muss, da ansonsten die Gefahr besteht, dass über das Konzept der Resilienz bestimmte Umgangsweisen mit Gefahren legitimiert werden.

Der letzte Vortrag der Tagung wird von *Stefan Kaufmann* (Freiburg) gehalten, in welchem er die unterschiedlichen Aspekte einer Genealogie von Resilienz im momentanen Sicherheitsdiskurs zum Thema macht; er stellt darüber hinaus die Frage nach den Bedingungen, unter welchen unbedeutende wissenschaftliche Konzepte zu den dominierenden Konzeptionen des aktuellen Sicherheitsmanagements aufsteigen konnten. Kaufmann argumentiert, dass das Konstrukt der Vulnerabilität die Verletzbarkeit einer hochgradig vernetzten Gesellschaft meint und darüber hinaus der Logik des *Worst Case* folgt. Daher folgen auch Resilienzkonzepte der Logik des *Worst Case*. Anhand unterschiedlicher Bedrohungslagen wie etwa atomarer Kriege oder Hackerangriffe veranschaulicht er seine Überlegungen. Zum Abschluss der Tagung geht *Martin Endreß* auf die wesentlichen Themen der Tagung ein und leitet die spannende Abschlussdiskussion.

Die Arbeitstagung hat gezeigt, dass der momentane »Hype« des Resilienzkonzeptes mehr als begründet ist, da sich mit diesem Konzept für die Soziologie wichtige und vielversprechende Themenfelder erschließen und darüber hinaus auch Brücken zu benachbarten, sozialwissenschaftlichen aber auch technischen Disziplinen schlagen lassen.

Robert Skok

Sektion Professionssoziologie

Tagung »Wissens- und Lernkulturen der Universität des 21. Jahrhunderts«

Das Werk »Wissenskulturen« von Karin Knorr Cetina aus dem Jahr 1999 prägte einen Begriff von wissenschaftlicher Praxis, der mit der Vorstellung eines einheitlich und konsistent verlaufenden Erkenntnisfortschritts brach und die je spezifischen »Mechanismen« einer Disziplin zur Wissenserzeugung und Wissensdurchsetzung beleuchtete. An diesen selbstkritischen Blick anknüpfend die internationale Fachtagung fand am 5. und 6. Dezember 2013 am Karlsruher Institut für Technologie statt. Die von der DFG geförderte Tagung wurde im Rahmen des Projekts »Lehre hoch Forschung« von Ines Langemeyer (Tübingen) in Zusammenarbeit mit Michaela Pfadenhauer für die Sektion Professionssoziologie und Martin Fischer (beide Karlsruhe) organisiert. Ziel war es, das Potenzial von forschungsorientierten Lehr-Lernmethoden und BMBF-Fördermaßnahmen des Qualitätspakts Lehre aus verschiedenen disziplinären Blickwinkeln und aus internationaler Perspektive zu betrachten. Wissens- und Lernkulturen wurden dabei nicht nur als didaktischer Gegenstand, sondern auch im Spiegel einer veränderten Forschungs- und Wissenschaftspolitik, eines Umgangs mit Wettbewerbsfaktoren und Erwartungen an eine universitäre Organisationsentwicklung sowie als Problem der sich abzeichnenden Akademisierung der Berufswelt diskutiert.

Karin Knorr Cetina (Chicago) stellte Ergebnisse neuer Untersuchungen vor, bei denen sie den begrifflich-methodischen Ansatz zu »Wissenskulturen« erläuterte und um die *information knowledge culture* im Hinblick auf den Handel an globalen Finanzmärkten erweiterte. Mit ihrem Vortrag hielt sie so einen produktiv irritierenden Spiegel für die heutige Wettbewerbs-Universität bereit. Im Lichte der kulturellen Bedeutung des Börsengeschehens wurde bedenkenswert, wie (informationstechnologisch anhand von Algorithmen automatisch erzeugte) Indikatoren Macht über die Händler gewinnen und deren *epistementality* bestimmen: Gemeint ist eine Mentalität, die Überzeugungen über die korrekte Verteilung, Handhabung und Anwendung von Wissen festlegt. Auch wenn Börsenhändler – ähnlich wie Wissenschaftler – dabei nicht mit eindeutigen Informationsständen konfrontiert sind, ist für sie weniger der Erkenntnis-, als der Neuigkeitswert von Wissen bedeutsam. Wissen hat damit keine Geschichte mehr, die bloße Differenz entscheidet. So wird der Unterschied zwischen wissenschaftlich geprüftem Wissen und Meldungen, Falschmeldung bzw. Gerüchten nivelliert allein der Informationsvorsprung, der Geldbewegungen auf den Märkten antizipiert, verschafft Vorteile. Im Hinblick auf die Universität stand damit

die Frage im Raum, welche Macht (jenseits einer eventuell neutralen Erkenntnis) die immer stärker in den Vordergrund gerückten Indikatoren in der Wissenschaft haben und welche Wissenskulturen sie befördern: Werden sie über wissenschaftliche Leistungen gebildet, um den Wettbewerb zwischen Universitäten anzufachen und Forschungsaktivitäten zu steuern? Wirken sie für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler nicht ebenso wie für Börsenhändler wie eine verfügende Anordnung?

Bernhard Schmidt-Hertha (Tübingen) verdeutlichte in seinem Vortrag einen ersten Aspekt dieses Problems: Er kritisierte die ungenügende Aussagekraft von Leistungsindikatoren, die das Einwerben von Drittmitteln, den Erhalt von Forschungspreisen und Ähnlichem zur Bewertung von Studienstandorten in Rankings verrechnen, aber der Qualität der Lehre kaum Aufmerksamkeit schenken. Ferner sei der Zusammenhang zwischen Forschungsleistungen und Lehrqualität kaum untersucht. Einen anderen Aspekt thematisierte *Joaben Gläser* (Berlin). Er machte mit einer international vergleichenden Untersuchung Unterschiede in der Förderpolitik und ihre Bedeutung für Innovationsprozesse fest. Insbesondere der Erhalt einer institutionellen Vielfalt wurde als innovationsförderlich herausgestellt, die bei einer Anpassung der Universitäten an das New Public Management und einer stärkeren Orientierung auf externe Formen der Forschungsförderung jedoch leiden kann. Ein Vergleich zwischen den Niederlanden und Deutschland belegte, wie das kleinere Land die Vielfalt einschränkte und in wichtigen Forschungsunternehmungen wie der Bose-Einstein-Kondensation von Atomen, der Evolutionsbiologie, der computerisierten Korpuslinguistik und auch in einer Large-Scale-Erhebung über SchülerInnen und Studierende weniger Innovationen hervorbrachte, während das größere Nachbarland trotz des Wettbewerbsdrucks Vielfalt aufrechterhalten konnte. *Uwe Wilkesmann* (Dortmund) behandelte Auswirkungen der Governance von Universitäten anhand einer vergleichenden Untersuchung von transaktionaler und transformationaler Führung. Eine Regressionsanalyse zu Motivationen und Orientierungen von Lehrenden zeigte, dass die typisch unternehmerische Managementform, die (wie die transaktionale Führung) mit Leistungsanreizen und Kontrolle operiert, anstatt (wie die transformationale Führung) auf Vertrauen, Respekt und intellektuelle Anregung zu setzen, für die Verbesserung der Qualität in der Lehre eher keine Wirkung hat. Lernkulturen könnten folglich besser durch transformationale als durch transaktionale Führungsstile unterstützt werden.

Facetten der aktuellen Herausforderungen für die universitäre Lehre wurden durch mehrere empirische Untersuchungsergebnisse beleuchtet. *Cathrine*

Hasse (Aarhus) thematisierte, wie Universitäten Elemente von Alltagskulturen aufnehmen, und zeigte beispielhaft, wie in den Naturwissenschaften mit Hilfe von Science-Fiction Studienmotivation aufgebaut wird, wie Motive aus Büchern und Filmen die subjektive Bedeutung von Lerninhalten mit konstituieren und in der Vermittlung der wissenschaftlich »harten Fakten« zum Teil von Lehrenden bewusst tradiert werden. *Monika Nerland* und *Karen Jensen* (Oslo) gingen der Frage nach, inwieweit die Lehre von außeruniversitären Experten-Kulturen beeinflusst wird. Am Beispiel einer Untersuchung zu Jura-Studierenden wurde in Anlehnung an den Ansatz von Knorr Cetina erforscht, wie die Praxis in Anwaltskanzleien Studierende, sobald sie damit in Berührung kommen, stärker als die Universität zu beeinflussen vermag und so in Enkulturationsprozessen den Einfluss der Wissenschaft »überschattet« (*shadowing*). Damit wurde der Blick auf die Frage gelenkt, inwieweit Hochschullehrende mit der Konkurrenz und der raschen Veränderung solcher Expertenkulturen konstruktiv umgehen und inwieweit sie die Wissens- und Lernkulturen der sich heranbildenden neuen Generation tatsächlich gestalten können. *Michaela Pfadenbauer*, *Stefanie Enderle* und *Felix Albrecht* (Karlsruhe) veranschaulichten mit ihrer Studie zu Studierkulturen unter Großforschungsbedingungen eine weitere Problematik für die Gestaltung von Universität, wenn Forschung stark von der Lehre abgekoppelt ist. Ihre Studie hat die Zusammenführung des Forschungszentrums Nord der Helmholtz-Gemeinschaft und der Technischen Universität Karlsruhe zum Karlsruher Institut für Technologie (KIT) zum Gegenstand, und fragt an diesem Beispiel danach, wie Großforschung in das Studium integriert werden kann. Während organisationsintern bislang vor allem die Einbindung der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Forschungszentrums in die Lehre diskutiert wird, nähern sie sich der Problemstellung von der Frage her, wie sich Studieren heute gestaltet und welchen Raum es generell (noch) für eine Annäherung an Wissenschaft und Forschung bietet. Mit ihrem Begriff der Studierkulturen gerät nicht nur die Heterogenität des Studierens in den Blick, die keineswegs an den Grenzen einer Disziplin bzw. eines Faches oder Studiengangs (wie den empirisch untersuchten Wirtschaftswissenschaften, Maschinenbau und Physik) endet, sondern weit in diese hineinreicht. Sie postulieren damit zugleich eine theoretische Ergänzung des auf Wissenserzeugung und Wissensdurchsetzung verengten Konzepts der *epistemic cultures* um Wissensvermittlung bzw. -aneignung, kurz: um *learning cultures*.

Gerd Gidion und *Nadine Simone Löffler* (Karlsruhe) untersuchten die Bedeutung von professionsspezifischer Sozial- und Selbstkompetenz im ingenieurwissenschaftlichen Studium am KIT, die zunächst exemplarisch im Fachbereich Maschinenbau implementiert und evaluiert wurde, und stellen die hierbei verwendeten Methoden zur Evaluation der studentischen Kompetenzen zur Diskussion. *Isa Jahnke* (Umeå) präsentierte anhand einer Untersuchung zu digitalen und mobilen Medien (iPad) einen Ansatz zur Erforschung von Lehr-Lernprozessen, der sich am Design-Gedanken anlehnt und systematisch erfragt, wann und warum solche Medien genutzt werden. Insbesondere eine Nutzung, bei der Lernziele nicht nur auf *eine* mögliche richtige Antwort beschränkt bleiben, eine Öffnung der formal gestalteten Lehre für informelle Lernprozesse mit sowohl *surface* als auch *deep learning* und das Sichtbarmachen von Lernprozessen erwiesen sich als motivationsförderlich. *Anke Diez* und *Katrin Klink* (Karlsruhe) erläuterten vor dem Hintergrund des St. Galler Management-Modells, wie das KIT die Verbesserung von Lehren und Lernen nicht nur als Aufgabe von hochschuldidaktischer Weiterbildung begreift, sondern sie in die Strategien der Personal- und Hochschulentwicklung integriert. Die Herausforderung einer solchen Arbeit liege darin, Strategien, Strukturen und die Kultur gleichzeitig zu verändern und dabei auf der Ebene der ganzen Organisation, der sozialen Einheiten von Fachbereichen, Instituten und Teams bis hin zum einzelnen Mitarbeiter zu agieren. *Kari Kantasalmi* (Helsinki) rekurrierte in seinem Vortrag über das Verhältnis von Politik und Wissenschaft auf Luhmanns Kontingenzformel, um die Gegenstände wie Forschung, Entwicklung und Innovation im Horizont möglicher Abwandlungen zu untersuchen. Dabei hob er den Perspektivenunterschied hervor, ob Universitäten als Struktur einer Wissensgesellschaft oder im weiteren Sinne als Lernkulturen und Lernumgebungen in den Blick genommen werden. *Ernst Schraube* und *Niklas Chimirri* (Roskilde) diskutierten die Praxis eines lernerzentrierten Ansatzes anhand der Curricula der Universität Roskilde und der Veränderung der Studienkulturen durch neue Medien in der Lehre. Ihre Forderung war, die Technologisierung von Lernbedingungen konsequent vom Standpunkt der Lernenden zu denken und funktional auszugestalten, statt umgekehrt das Lernen der Technik unterzuordnen.

Rita Berger (Barcelona) berichtete, dass in Spanien Hochschulen als Übergangslösung für einen schwachen Arbeitsmarkt in der Wirtschaftskrise in den Dienst genommen werden, obwohl sie auf diese Aufgabe – bei knappen Mitteln – nicht vorbereitet wären. Eine Entwicklung von Universitäten für zu-

künftige Aufgaben sei dadurch erschwert. *Jesper Eckhardt Larsen* (Aarhus) reflektierte die historische Rolle der Geisteswissenschaften im Hinblick auf die Selbstwahrnehmung und das Selbstkonzept von modernen Gesellschaften und ihren Wissenskulturen. *Martin Fischer* (Karlsruhe) diskutierte die Frage, ob und wie Universitäten auf die berufliche Realität ihrer Absolventinnen und Absolventen Bezug nehmen können. Zu diesem Zweck wurde eine Kontroverse entfaltet, die seit vielen Jahren im Kontext der Berufsschullehrerausbildung geführt wird: Sollen angehende Berufsschullehrkräfte im gewerblich-technischen Bereich die traditionellen Ingenieurwissenschaften studieren, die jedoch die Arbeit und Ausbildung von Facharbeitern gar nicht zum Gegenstand haben? Oder sind die an einigen Universitäten entwickelten berufswissenschaftlichen Studiengänge zu bevorzugen, die auf berufliche Arbeit und Ausbildung fokussieren, jedoch keineswegs flächendeckend etabliert sind und für die Studierenden eine geringere Polyvalenz mit sich bringen? Auch wenn einiges für die letztgenannte Variante spräche, sei akademischen Disziplinen generell inhärent, dass die Wissensvermittlung einer anderen Logik folge als der Erwerb beruflichen Wissens und Könnens, das im betrieblichen Kontext angeeignet wird und auf dem Arbeitsmarkt Verwendung findet. *Ines Langemeyer* (Tübingen) rückte allgemeine Veränderungen der Gesellschaft durch Technologieentwicklung in den Mittelpunkt, um von dort aus die Rolle der Universität neu zu denken. Die umfassende Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien (in Verbindung mit anderen technologischen Komponenten und den Wissenschaften) fungiere mittlerweile als Rückgrat der Gesellschaft. Die Macht, die sich hierdurch formiert, schafft ihres Erachtens jedoch Probleme, für die bisher keine der modernen Institutionen klare Zuständigkeit besäße: die Frage der gesellschaftlichen Legitimität von technologisch (teil- und voll-)automatisierten Expertensystemen, die Unabhängigkeit und Neutralität der Technologieentwicklung von privatwirtschaftlichen und politischen Interessen und schließlich die Bedeutung solcher Praxisfelder für die Entwicklung und Ausbildung von entsprechenden Kompetenzen (wie neue kooperative und verwissenschaftlichte Formen von Handlungsfähigkeit), die sich in diesen Feldern wiederum als zentral für eine nachhaltige Entwicklung erwiesen. Die Universität, so die These, könnte Erwartungen und Zuständigkeiten auf diesen Ebenen für sich reklamieren und im Konkurrenzfeld zu anderen Institutionen ein neues Mandat, neue Legitimität und gesellschaftliche Stärke gewinnen.

Die Beiträge werden in einem Tagungsband veröffentlicht, der im Juventa-Verlag erscheint.

Martin Fischer, Ines Langemeyer, Michaela Pfadenhauer

Sektion Religionssoziologie

Offene Tagung in Lutherstadt Wittenberg vom 22. bis 24. November 2013

Die Frage nach einem soziologisch präzisen, aber dennoch so offen angelegten Religionsbegriff, der es erlaubt, unterschiedliche religiöse – oder auch ›religioider‹ – Phänomene systematisch miteinander zu vergleichen, ist so alt wie die Religionssoziologie selbst. An ihr arbeiteten nicht nur die Klassiker dieser Disziplin, sondern sie taugt auch heute noch zum Gegenstand anregender Diskussionen und theoretischer Überlegungen nicht zuletzt deshalb, weil sich der Horizont für ein erweitertes Verständnis von Religiosität und Religion jenseits westlich-christlicher Wahrnehmungsweisen als Folge von Globalisierung, Transnationalisierung und zunehmender interkultureller Vielfalt empirisch bereits eingestellt hat.

Die Offene Tagung der Sektion Religionssoziologie verzichtete zwar auf eine thematische Einschränkung möglicher Forschungsgegenstände, jedoch zeigte sich, dass sich die grundsätzliche Frage nach einem gehaltvollen Religionsbegriff quer durch das Programm und die verschiedenen Beiträge zog, die sich zugleich durch die Diversität theoretischer und empirischer Zugänge auszeichneten. Die Tagung, die von Kornelia Sammet und Heidemarie Winkel organisiert wurde, knüpft dabei an die Tradition der Offenen Tagungen an, die seit der Wiedergründung der Sektion im Jahr 1995 nicht nur dem wissenschaftlichen Nachwuchs, sondern auch etablierten Forschenden zum Austausch über die Grenzen eines starren thematischen Korsetts hinweg dienen. Für die bereits 5. Offene Tagung der Sektion stand mit der Leucorea in Wittenberg in diesem Jahr zudem ein in religionsgeschichtlicher Hinsicht besonders interessanter Ort zur Verfügung.

Den Einstieg in das Tagungsprogramm machte *Hartmann Tyrell* (Bielefeld), der mit seinen »Anmerkungen zum Religionsbegriff Max Webers« zeigte, welche Entwicklungsgeschichte des Religionsbegriffs Weber in seiner »Zwischenbetrachtung« nachzeichnet. So ging Hartmann Tyrell dem Ursprung einer noch nicht religiös gewendeten Semantik der Bruder- und Nächstenliebe in archaischen Reziprozitätsverhältnissen von Nachbarschaft und Nothilfe nach. Er verglich dabei die von Weber genutzte theoretische Form einer dramatischen Steigerungsformel hin zur rein religiösen Semantik, mit der umgekehrt eine Distanzierung von ›Welt‹ einhergehe, mit Simmels Überlegungen zum Konzept des Glaubens, das ebenfalls semantisch dem Alltagserleben entsprungen sei, jedoch selbstläufig als religiöser Glaube über den ›Glauben an‹ Mitmenschen hinauswache.

Die erste Session trug dann unter dem Titel »Biographie, Methode & Bildung« Ergebnisse und methodologische Problemstellungen unterschiedlicher empirischer Forschungsprojekte zusammen. Den Anfang machte *Lena Dreier* (Halle an der Saale), die eine qualitative Längsschnittstudie zur Religiosität Konvertierter vorstellte und dabei den Fokus auf die narrativen Muster und die vorgefundene strukturelle Kontinuität bei den Wiederholungsinterviews legte. *Antje Bednarek* (Hannover) widmete sich in ihrem Vortrag dem Einfluss einer christlichen Beobachtungsperspektive bei qualitativer ethnografischer Forschung, deren Reflexion ein unberücksichtigtes Potenzial an Datenmaterial und Erkenntnissen biete. *Julia Dobrmann* (Frankfurt am Main) und *Thorsten Schneider* (Leipzig) stellten demgegenüber Ergebnisse eines quantitativen Forschungsprojekts vor, bei dem in Anlehnung an Webers These von der »Protestantischen Ethik« die Bedeutung der Konfession und des Kirchgangs für den Bildungserfolg getestet wurde.

Im Anschluss folgte eine Session, die sich dem Spannungsfeld von Tradition und Modernität widmete. *Michaela Heid* (Bayreuth) konzeptionalisierte den Rückzug ins Kloster als temporären Ausstieg, der eine neue alternative Form religiösen Erlebens und damit gewissermaßen eine spezifisch moderne Religiosität zum Ausdruck bringe. Darauf stellte *Elisabeth Arneck* (Warwick) erste qualitative Ergebnisse eines Forschungsprojekts zu den Einstellungen 13- bis 16-Jähriger zu religiöser Diversität vor, die sie aus der Perspektive einer wachsenden Herausforderung moderner Gesellschaften durch religiöse Pluralisierung beleuchtete.

Parallel dazu fand eine Sitzung zum Thema »Islam und Geschlecht« statt, in der zwei qualitative Studien zu den Herausforderungen muslimischer Frauen im Berufsleben vorgestellt wurden. Zunächst ging es bei *Linda Hennig* (Straßburg) um die Identitätskonstitutionen junger muslimischer Frauen im Bereich der Arbeit im sozialen und medizinischen Sektor. *Florian Kreuzer* (Mannheim) stellte anschließend Ergebnisse aus einem Projekt vor, das zusammen mit *Sümeyye Demir* (Frankfurt am Main) durchgeführt wurde. Im Mittelpunkt stand die Spannung zwischen Strategien der Anerkennung von Musliminnen mit Kopftuch auf der einen Seite und Erfahrungen rassistischer Diskriminierung auf der anderen Seite.

In einer Session mit dem Thema »Pluralisierung« stellten *Gert Pickel* und *Alexander Yendell* (Leipzig) Ergebnisse zur Wahrnehmung religiöser Pluralisierung im Spannungsfeld zwischen erlebter Bedrohung und kultureller Bereicherung auf Basis des Bertelsmann Religionsmonitors 2013 vor. *Anna Körs* (Hamburg) widmete sich in ihrem Vortrag dem Thema »Interreligiöser

Dialog«, das nicht nur in ihrem Untersuchungsgebiet Hamburg als ein neuer Hoffnungsträger mit hohen normativen Erwartungen verbunden ist. Im Anschluss daran machte *Susanne Lemke* (Oldenburg) im Hinblick auf die Analyse der Beschneidungsdebatte in Deutschland einen sozialtheoretischen Ansatz stark, durch den der Konflikt zweier divergierender Symbolpolitiken zum Vorschein komme.

In einer parallelen Session lag der Fokus auf »Außereuropäischen Religionen«. *Kay Junge* (Konstanz) fragte in seinem Beitrag nach den »Elementaren Formen religiöser Kommunikation«. Der zweite Beitrag dieser Sitzung kam von *Philipp Altmann* (Berlin), der sich in seinem Vortrag dem Aufstieg der Organisation FEINE in Ecuador widmete. Auf Basis einer Diskursanalyse zeigte er, wie Religion als eine Strategie von sozialen Bewegungen genutzt wird und welche Schwierigkeiten damit verbunden sind.

In einer Session zum Thema »Migration« stellte *Frederick Sixtus* (Berlin) Ergebnisse einer qualitativen Abschlussarbeit zur Interferenz religiöser und ethnischer Kategorien am Beispiel arabischer Christinnen und Christen in Deutschland vor. *Stefan Kutzner* (Siegen) widmete sich im weiteren Verlauf dem »Rationalisierungsdruck«, dem muslimische Migranten in weitgehend säkularisierten Gesellschaften unterliegen. Die Session beschloss *Gudrun Petasch* (Frankfurt am Main) mit einem Vortrag zum Thema »Aleviten in Deutschland – aus religiösen Gründen modern?«. Dabei ging sie davon aus, dass erst die extern politisch erzwungene Existenz als faktische Sekte die Alevitengemeinschaft modernisierungsbedeutsam transformiert habe.

In der parallel verlaufenden Session zu »Mitgliedschaft und Organisationsformen« stellten zunächst *Insa Pruiskien* (Heidelberg) und *Thomas Kern* (Chemnitz) eine Studie zu »Megakirchen als neuer Organisationsform im Feld der Religion« vor. *Hans-Dieter Gerner* und *Christian Hohendanner* (Nürnberg) gingen in ihrem Vortrag dann dem Zusammenhang von Religion und subjektiver Lebenszufriedenheit nach. Auch bei Kontrolle des Effekts sozialer Teilhabe habe demnach religiöse Aktivität einen positiven Einfluss auf die subjektive Lebenszufriedenheit. In einem letzten Vortrag dieser Sitzung widmeten sich *Anja Schädel*, *Tabea Spieß* und *Anne Elise Liskowsky* (Hannover) den Begründungsmustern für anhaltende Kirchenmitgliedschaft bzw. Kirchenaustritt auf Basis der Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD.

Eine Reihe von Vorträgen widmete sich am letzten Tag dem Thema »Transformationsgesellschaften«. *Uwe Krähnke* (Leipzig) ging der in den Machtzentren staatssozialistischer Gesellschaften institutionalisierten quasi-religiösen Disposition auf den Grund, von der zugleich eine gesellschaftlich

stabilisierende Wirkung ausgegangen sei. *Michael Hainz* (München) widmete sich daraufhin dem Zusammenhang ökonomischer und religiöser Aktivität am Beispiel polnischer Unternehmer der Nachwendezeit. Dabei wurden vor allem Verschiebungen in Bezug auf ihre subjektive Religiosität in den Blick genommen. Schließlich ging es bei *Dorit Birkenfeld* (Erfurt) um die »Sinnstabilisierung kirchlichen Handelns in einer entkirchlichten Umwelt« am Beispiel von evangelischen und katholischen Akademieleitern in Ostdeutschland.

Die Tagung abschließend gingen *Christel Gärtner* (Münster) und *Andreas Feige* (Braunschweig) dem wissenssoziologischen Religionsverständnis von Joachim Matthes anhand dreier Fallgeschichten zur religiösen Identitätssuche christlicher und muslimischer Jugendlicher auf die Spur. Religion könne dabei als reflexive Deutungskategorie verwendet werden, die durch eine kulturelle Programmatik begrenzt und begründet werde. Anhand der gewählten empirischen Fälle wiesen sie unterschiedliche Modi der Anverwandlung einer je individuellen kulturellen Programmatik nach. In der Diskussion zeigte sich einmal mehr, dass sich nicht nur Religion und Religiosität erst im Diskurs konstituieren, sondern dass auch die Frage nach einem Verständnis von Religion und deren soziologische Annäherungen selbst diskursiv geworden ist.

Susanne Lemke

Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse

Tagung »Doing Inequality – Empirische Perspektiven auf Prozesse sozialer Ungleichheit«

Am 1. und 2. Oktober 2013 fand an der Universität Hamburg eine von Andreas Gefken, Laura Behrmann und Falk Eckert organisierte wissenschaftliche Nachwuchstagung in Kooperation mit der Sektion Soziale Ungleichheit und Sozialstrukturanalyse und der Körber-Stiftung statt. Kernthema der Tagung, die sich einer großen Resonanz erfreute (73 Teilnehmende und 14 ReferentInnen), war das Potenzial akteurs- und praxisorientierter Ansätze in der Erforschung sozialer Ungleichheit. Die Beiträge widmeten sich anhand von qualitativen und mixed-methods-Forschungsprojekten der Frage, wie sich

soziale Ungleichheiten auf mikrosoziologischer Ebene beobachten und unter Rückgriff auf handlungs-, interaktions- und praxistheoretische Ansätze deuten lassen.

In den drei Themenfeldern der Tagung stellten elf NachwuchswissenschaftlerInnen ihre Forschungsprojekte vor. Gemeinsam mit zehn Posterpräsentationen zeigte sich die große Bandbreite an Themen. Nicole Burzan, Anja Weiß und Stefan Hirschauer rahmten mit Keynotes die Tagung thematisch ein, kommentierten die vorgestellten Forschungsprojekte und bündelten zentrale Diskussionslinien.

Einen inhaltlichen Einstieg gab *Nicole Burzan* mit ihrem Vortrag »Soziale Ungleichheit – Forschungsstand und -defizite«. In ihrem Rückblick auf die zentralen Debatten der Ungleichheitsforschung stellte sie die immer wiederkehrenden Bezüge zur Akteursebene heraus, z.B. in der Diskussion um Entstrukturierung oder Re-Strukturierung von Ungleichheit. Der Blick auf die mikrosoziale Ebene sei nach wie vor ein Desiderat der Ungleichheitsforschung und werfe insbesondere die Herausforderung der Methodenverknüpfung auf.

Stefan Hirschauer stellte im folgenden Vortrag »Die Geschlechterunterscheidung in geschlechts(un)gleichen Paaren. Einige mikrosoziologische Anmerkungen zum Sinn von »Ungleichheit«, die Frage nach der prinzipiellen Anschlussfähigkeit qualitativer Forschungsverfahren für die Ungleichheitsforschung. Sein ethnografischer Blick auf das Binnenleben von Geschlechterdifferenzen in Paaren zeigte anschaulich die vollzogene Herstellung und Aufhebung sozialkultureller Differenzen im Alltag.

Im ersten Themenfeld *Herstellung: die Konstruktion sozialer Ungleichheit*, das von *Falk Eckert* eingeführt und moderiert wurde, standen Prozesse bzw. Mechanismen im Mittelpunkt, die aus Verschiedenheit soziale Ungleichheit generieren. Der Forschungsfokus lag auf den alltäglichen und professionellen Praktiken des »Ungleich-Machens« sowie den Akteurskonstellationen, in denen diese Praktiken eingebettet sind. In einem ersten Beitrag »Selbständigkeit und Leistung – Zur Re-Produktion sozialer Ungleichheit in geöffneten Unterrichtsettings reformorientierter Sekundarschulen« widmeten sich *Anna Schütz* (Bremen), *Julia Steinwand* (Göttingen) und *Anna Welling* (Bremen) der Institution Schule. Anhand der Interpretation von Videoaufnahmen aus dem Unterricht zeigten sie, wie in Prozessen der Adressierung und Readressierung von Differenzen sowohl spezifische Subjektformen und Positionen hervorgebracht werden, als auch Ungleichbehandlungen im Unterrichtsgeschehen (re)produziert werden. Eine zentrale Differenzlinie fanden

sie in den ungleich verteilten Gelegenheiten für Schüler, sich gegenüber der Lehrperson unter der Aufführung von Selbständigkeit als Leistende zu zeigen. In dem zweiten Beitrag »Die sinnbezogenen Wechselwirkungen zwischen Konsummoral und sozialer Distinktion« fragte *Jonas Grauel* (Hamburg) nach dem Zusammenhang zwischen Konsummoral und »symbolischer Grenzziehung« vermittels »guter« und »schlechter« Praktiken. Basierend auf 25 (teil-)narrativen Interviews zeigte er, wie die Beurteilung des Lebensmittelkonsums von statushöheren und statusniedrigeren Personen vor allem auf »(klein)bürgerlichen« Tugenden wie z.B. Mäßigung oder Selbstdisziplin rekurriert und dadurch zum Anknüpfungspunkt von »symbolic boundary drawing« wird. Die Ergebnisse der Untersuchung können als Ausdruck von Statusängsten im Zuge allgemeiner sozialer Entsicherungstendenzen der Mittelschichten interpretiert werden. *Patricia Pielage* (Bielefeld) ging in dem dritten Beitrag »Doing Ethnicity« und »Doing Inequality« im universitären Alltag – am Beispiel der Interaktion von Studierenden und Lehrenden in Lehrveranstaltungen« der Bedeutung verschiedener Heterogenitätsmerkmale, wie Gender, Hautfarbe und Migrationshintergrund im universitären Lehrgeschehen nach. Ausgehend davon, dass Ethnizität in alltäglichen Interaktionen und Diskursen hergestellt wird, arbeitete sie in ihrer ethnografisch angelegten Studie drei Dimensionen heraus: »Normalitäten an der Universität und Erwartungen an Studierende«, das »Relevantmachen von Ethnizität an Studierenden« und der »Ethnizität im Lehrstoff und heimlichen Lehrplan der Bildungswissenschaften«, entlang derer im universitären Alltag ethnisierende Grenzziehungen bedeutsam werden. Sie zeigt, wie in diesen zugleich mediale, alltägliche und auch professionelle Diskurse wirken.

In dem von Andreas Gefken kommentierten und moderierten zweiten Themenfeld: *Reproduktion sozialer Ungleichheit* widmete sich *Constantin Wagner* (Frankfurt am Main) unter dem Titel »Interaktion – Disposition – Reproduktion. Ungleichheit im Öffentlichen Dienst« der Frage, welche Rolle ethnische Zugehörigkeit bei der Verteilung wichtiger Leistungen und Güter in den Institutionen des Öffentlichen Dienstes spielt. Vor dem Hintergrund des Intersektionalitätsansatzes und der Theorie Pierre Bourdieus plädierte er für die Verbindung ethnografischer Situationsbeobachtungen und »verstehender Interviews«. Am Beispiel der Beurteilungspraxis eines schweizerischen Sozialamtes arbeitete er die Kategorisierungs- und Zuschreibungspraxis gegenüber nicht-autochthonen KlientInnen heraus. *Phillip Staab* (Hamburg) beschäftigte sich in seinem Vortrag »Die Effekte sozialer Rationalisierung.

Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit im Bereich »einfacher« Dienstleistungsarbeit« mit sozialen Schließungsprozessen in der Belegschaft von Dienstleistungsbetrieben. Anhand qualitativer Betriebsfallstudien kombiniert mit Deutungsmusteranalysen auf Grundlage von Interviews, Gruppendiskussionen und teilnehmenden Beobachtungen zeigte er, wie es in Folge der Standardisierung, Universalisierung und Verdichtung von Arbeitsprozessen, zu einer Abwertung der Arbeit und Dequalifizierung der Beschäftigten kommt. Dadurch kommt es zu einer Spaltung in Rationalisierungsgewinner und -verlierer, sowie zu einer ungleichen Zuteilung von Privilegien in der Arbeitssituation. In ihrem Vortrag »Reproduzierungsprozesse sozialer Ungleichheit: Bildungsaspirationen und weitere Statuserhaltungsstrategien von Eltern der Mittelschicht« fragte *Silke Kobrs* (Dortmund), welche Bildungsanstrengungen Eltern in Bezug auf die eigenen Kinder in Zeiten einer »verunsicherten« Mittelschicht unternehmen. Anhand leitfadengestützter Interviews und Sekundäranalysen von SOEP-Daten arbeitete sie drei Typen von Bildungsbemühungen heraus. »Statusmotivierte«, »gemäßigt-offensive« und »pragmatische« Elterntypen unterscheiden sich im Ausmaß der eigenen und für die Kinder antizipierten beruflichen Unsicherheit und der auf dieser Grundlage gewählten Strategien der Weitergabe von Bildungskapital.

In dem dritten, von Laura Behrmann moderierten und kommentierten Themenfeld stellte sich die Frage nach der *Veränderung sozialer Ungleichheit*: Wo finden sich Ausnahmen von der Regel? Wie lassen sich aus aktors- und praxisorientierter Perspektive Phänomene erforschen, die der Regelmäßigkeit sozialer Ungleichheitsreproduktion zuwiderlaufen? *Sasa Bosancic* (Augsburg) fragte in seinem Beitrag »Marginalisierung und subjektive Selbst-Positionierung angelernter Arbeiter«, wie diese mit hergebrachten Stereotypen umgehen, sie hinterfragen und sich mit den Mitteln des herrschenden Diskurses gegen diesen positionieren. Durch eine Verschränkung der wissenssoziologischen Diskursanalyse mit dem Identitätsbegriff von Georg Herbert Mead und Erving Goffman zeigte Bosancic, wie angelernte Arbeiter auf ihre strukturelle Benachteiligung in der »Wissengesellschaft« nicht zwangsläufig mit negativen Selbsttypisierungen reagieren, sondern unter Bezugnahme auf das »flexible Selbst« und die Relativierung von Wissen und Qualifikation kreativ zu positiven Selbstdeutungen gelangen. In einem zweiten Beitrag »Transformative und reproduktive Aspekte von Handlungsmustern im Bildungsaufstieg – Eine biografische Perspektive auf Bildungsungleichheit« ging *Regina Soremski* (Gießen) den Bedingungen des nicht erwartbaren Bildungs-

aufstieges nach. Mittels zweier biografischer Fallrekonstruktionen kontrastierte sie das Zusammenspiel von individuellem Bildungsweg und familienbiografischen und historisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in BRD und DDR. In beiden Biografien gelang der Bildungsaufstieg ohne Bruch mit dem Herkunftsmilieu und unter Beibehaltung familientypischer Handlungsmuster, indem die gesellschaftlichen Transformationsprozesse nach dem Zweiten Weltkrieg Gelegenheitsstrukturen eröffneten. In dem dritten Vortrag »Doing Care: Multiple Ungleichheiten in transnationalen Räumen« analysierte *Karolina Bargłowski* (Bielefeld) die ungleich verteilte Pflege-, Betreuungs- und Sorgearbeit in grenzüberschreitenden Familiennetzwerken. Mittels qualitativer Interviews mit polnischen MigrantInnen in Deutschland und ihrer Angehörigen im Herkunftsland zeigte sie, wie die Übernahme von Care-Arbeit bzw. die Antizipation von Care-Verpflichtungen Ausschlüsse aus anderen Bereichen – etwa dem Erwerbsleben oder geografischer Mobilität – nach sich ziehen. Multiple Ungleichheiten werden dabei entlang verschiedener sozialer Kategorien zwischen dem Herkunfts- und Ankunftsland verhandelt.

Abschließend widmete sich *Anja Weiß* in ihrem Vortrag »Der Beitrag qualitativer Methoden zur Erforschung sozialer Ungleichheiten: Ausblick und Perspektiven« den Herausforderungen qualitativer Methoden in der Ungleichheitsforschung. Unter Rekurs auf die Sozialtheorie Pierre Bourdieus plädierte sie dafür, sozialstrukturelle, institutionelle und organisationale Kontexte in die qualitative Erforschung von Ungleichheitspraktiken stärker einzubeziehen. Auch wenn Ungleichheiten mikrosozial reproduziert würden, sei deren Stabilisierung doch nur im Rahmen von Institutionen denkbar, die individuelles Handeln beschränken bzw. erst ermöglichen. Das mache eine über Situationen und Praktiken hinausgehende ungleichheitssoziologische Perspektive notwendig.

Insgesamt war die Nachwuchstagung geprägt von einem lebendigen Austausch über die Verbindung sozialkonstruktivistischer und sozialstruktureller Konzepte sowie über die Möglichkeiten und Grenzen dieser Verknüpfung. Im Zentrum standen die Prozesse und Mechanismen der Genese, Reproduktion und Veränderung sozialer Ungleichheit. Die Methoden der interpretierenden, rekonstruktiven und verstehenden Sozialforschung scheinen sich auf Grund ihrer Offenheit und Unvoreingenommenheit besonders zu eignen, um »unbekannte« und unerwartet »bedeutungsvolle« Prozesse sozialer Ungleichheit zu erforschen. Im Laufe der Tagung wurde allerdings deutlich, dass diese Offenheit keineswegs selbstverständlich ist. Forschung

ohne Vorwegnahme von Variablen und Kausalitäten ist – gerade in einem tradierten Feld wie dem der sozialen Ungleichheit – anspruchsvoll und bedarf einer grundlegenden Reflexion von Vorannahmen. Zudem zeigte sich, dass gerade in der mikrosoziologischen Erforschung der Vollzugswirklichkeiten (»doing«) sozialer Ungleichheit noch weiterer Bedarf besteht, deren wirkmächtige institutionelle Einbettungen zu berücksichtigen.

Grundkonsens der Tagung war, dass die aufgeworfene Perspektive ein Gewinn für die Ungleichheitsforschung ist. Anschaulich verdeutlichten die Forschungsprojekte, dass und wie Akteure gerade in Interaktionen und Praktiken Ungleichheiten herstellen, reproduzieren und verändern. Diese Prozesse zu bündeln und Regelmäßigkeiten herauszuarbeiten ist eine zukünftige offene Aufgabe der mikrosoziologischen Ungleichheitsforschung.

Laura Behrmann, Falk Eckert, Andreas Gefken

Sektion Soziologie der Kindheit

Jahrestagung »Kinder als Akteure – Agency und Kindheit« vom 26. bis 28. September 2013 an der Stiftung Universität Hildesheim

Kinder als soziale Akteure zu verstehen, die aktiv an der Herstellung gesellschaftlicher Verhältnisse beteiligt sind, ist für die Soziologie der Kindheit seit ihrem Entstehen eine grundlegende Prämisse für Theoriebildung und Forschung. Die Beschäftigung mit der Akteurschaft von Kindern ist damit ein Kernelement der Kindheitsforschung, die Handlungsfähigkeit und -kompetenz betont und sich gegen eine Sicht auf Kinder als ausschließlich »Werdende« richtet. Seit einiger Zeit wird das Konzept des Kindes als Akteur jedoch kritisch hinterfragt. Es wird als zu naturalistisch kritisiert, es ist oft weniger theoretisch gehaltvoll als vielmehr eine programmatische und forschungsethische Haltung mit kinderpolitischer Ausrichtung. Vor dem Hintergrund der kritischen Bezugnahme und dem Vorhaben, die theoretische und empirische Tragfähigkeit des Konzepts auszuleuchten, drehen sich die Beiträge der Jahrestagung um die Frage, wie *Childhood Agency* konzeptualisiert werden kann und unter welchen Voraussetzungen es sich als ein zukunftssträchtiges Konzept für kindheitssoziologische Fragen erweist. Ziel der gemeinsamen Veranstaltung des Instituts für Sozial- und Organisationspädagogik und der Abteilung Allgemeine Pädagogik der Stiftung Universität Hildesheim, der

Sektion Soziologie der Kindheit und dem Kompetenzzentrum Frühe Kindheit Niedersachsen war es, sich mit den theoretischen und empirischen Potentialen und Grenzen der Konzepte der Akteurschaft und Agency von Kindern auseinanderzusetzen.

Florian Eßler und *Wolfgang Schroer* (Hildesheim) kritisieren den *great divide* zwischen mikrosoziologischen Ansätzen und Makro- bzw. Diskursperspektiven sowie dem teilweise substantialistischen Akteursbegriff, der *alle* Kinder als kompetente Akteure versteht und damit kaum Möglichkeiten für eine differenzierte Betrachtung bietet. Sie betonen die Notwendigkeit, sich kritisch und konstruktiv mit der Agency von Kindern auseinanderzusetzen, um die Frage beantworten zu können: »Welche Agency ergibt sich für Kinder aus der Tatsache, dass sie Kinder sind?«

Helga Kelle (Bielefeld) und *Sabine Bollig* (Luxembourg) rekurren auf das besondere Potential von Praxistheorien für eine akteurszentrierte Kindheitssoziologie, die mit ihrem ethnomethodologischen Hintergrund einen neutraleren Kompetenzbegriff bieten und eine Relationierung der Dimensionen »Kinder als Akteure« und »Kindheit als Strukturmerkmal« ermöglichen. Sie schlagen eine praxeologische Dezentrierung des Akteurskonzepts vor, innerhalb derer Agency als ein Element von Praktiken gefasst wird und plädieren für eine »differenzielle Agency-Forschung«, die die Fremd- und Selbstpositionierungen von Kindern in den Blick nimmt und sich damit beschäftigt, *wie* diese in Praktiken enacted werden.

Den Beitrag einer feministischen *ethic of care* für die Kindheitssoziologie fokussiert *Anne Wibstutz* (Berlin). Sie betont das Wechselverhältnis von Kindern und Kindheit zur Erwachsenen-kategorie und spricht sich dafür aus, beide als *beings* und *becomings* zu verstehen. Ihr Vorschlag ist es, die gegenseitigen Abhängigkeiten und damit die relationalen Beziehungen zwischen beiden Positionen stärker zu fokussieren. Dies sei auch für eine Kinderrechtsperspektive relevant, da gerade durch die Infragestellung von Autonomie Anschluss für Handlungsmöglichkeiten entstehe.

Doreen Beer (Wuppertal) beschäftigt sich mit der Frage, welche Begriffe die Subjekttheorie für die Analyse des Handelns von Kindern bereithält, um ein »Konzept subjektiver Entwicklungslogik« zu entwerfen, welches Kinder als Gesellschaftswesen und in ihrem biologischen Sein fassen kann. Den Wunsch nach Verfügung über die Welt und die eigene Lebensgestaltung, angetrieben durch ein Bedürfnis nach Handlungsfähigkeit in »Notlagen«, stellt sie ins Zentrum ihrer Auseinandersetzung mit dem Konzept der Handlungsfähigkeit im Rahmen einer Theorie der kritischen Psychologie nach Holzkamp.

Allison James (Sheffield) setzt sich mit dem Beitrag einer kindheitssoziologischen und kinderzentrierten Perspektive auf Sozialisationskonzepte auseinander. Die Fragen, wie Sozialisation aus der Perspektive von Kindern selbst erlebt wird, wie Kinder (ihre) Kindheit und die generationale Ordnung erleben, stehen im Mittelpunkt. An empirischen Beispielen aus dem *personal life* von Kindern, zeigt sie in Bezug auf Vorstellungen von Familie, wie Kinder als *active agents* lernen, wie die Welt funktioniert und welche Rolle sie selbst dabei spielen. Agency, so die Pointe von James, »can be »kind of passive« and doesn't always have to be dramatic or change the world«.

Die »Spuren von Childhood Agency« im geschichtlichen Rückblick sucht *Meike S. Baader* (Hildesheim). Sie zeigt an Beispielen aus der Zeit der Romantik, der Reformpädagogik und der »68er«, dass die Idee von Kindern als Akteuren bereits lange vor der »neuen« sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung Teil pädagogischer Kindheitskonzepte war. Eine historische Betrachtung generationaler Ordnung könne zeigen, dass diese Ordnung im Verhältnis von Kindern und Erwachsenen immer wieder neu und unterschiedlich ausgehandelt werde. Dabei sei Kindheit noch nie so »vulnerabel, bedroht und riskant« gezeichnet worden wie in der Entstehungszeit der neueren Kindheitsforschung.

»Ein ernsthaftes Agency-Problem« unterstellt *Eberhard Raitelhuber* (Trier) der Kindheitssoziologie. Er schlägt eine in sozialanthropologischen Ansätzen begründete, relationale Perspektive vor, die Praktiken in den Fokus rückt und die Agency (von Kindern) nicht mehr in den Subjekten, sondern in Prozessen, Situationen, Praktiken und Aktivitäten verankert. Forschung müsse daher bei den Beziehungen anknüpfen, in denen Agency manifest werde. Agency wird dann zu etwas, das nicht im Besitz von Kindern ist, sondern vielmehr durch diese hergestellt wird.

Florian Eßler (Hildesheim) fokussiert das Potential relationaler Zugänge, die er als besonders geeignet ansieht, um Kinder und Kindheit in den Blick zu bekommen und die Frage zu klären, welche Agency sich aus dem *Kind-Sein* der Kinder ergibt. Im Verständnis relationaler Sozialtheorien geht es um Beziehungen zwischen Positionen und darum, wie in diesen Agency entstehen kann. »Kind« wird zu einer möglichen Identität und aus der Position des Kind-Seins in Relation zu anderen Positionen ergeben sich bestimmte Möglichkeiten zur Realisierung von Agency. Ein solcher Ansatz sei besonders sensibel für Machtverhältnisse und Handlungspotentiale.

Beatrice Hungerland und *Günter Mey* (Stendal) präsentieren die Bedeutung von Martha Muchows Lebensraumstudie für die Entwicklung des Akteurskonzepts in der Kindheitsforschung. Beide schreiben der Studie weiterhin Relevanz für die Beschäftigung mit Kindern zu, die insbesondere darin liege aufzudecken, dass es »das« Kind nicht gebe und dass der Raum von Kindern auf unterschiedliche Weise »umlebt« und umgedeutet werden kann.

Dass die Kindheitsforschung in der *minority world* in Bezug auf ihre Auseinandersetzung mit der Agency von Kindern viel lernen kann, macht *Samantha Punch* (Stirling) deutlich. Sie stellt die Frage, wieso sich außerhalb der Kindheitsforschung das Akteurskonzept nicht durchsetzen kann. Einen Grund dafür sieht sie in der (zu) starken Betonung und Überhöhung einer Agency von Kindern, ohne diese in der generationalen Ordnung zu verorten. Anhand von Arbeiten aus dem globalen Süden zu Kindern als sozialen Akteuren zeigt sie Ansätze, die Agency in einer relationalen Perspektive entwerfen und diese mit differenzierten Abstufungen als Kontinuum und nicht als binäres Verständnis konzeptualisieren. Es bestehe die Notwendigkeit, die sozialen und kulturellen Kontexte zu beachten, innerhalb derer Agency situiert ist.

Über die besondere Herausforderung der Feldforschung mit und zur Agency von Kindern der bengalischen Mittelschicht in Kalkutta spricht *Hia Sen* (Kalkutta). Sie beschreibt ihre Erfahrungen und Emotionen beim Versuch, im Handeln der von ihr beforschten Kinder Agency zu finden. Dass sich dies schwierig gestaltet, begründet sie mit ihrem durch die »Subaltern Studies« geprägten Verständnis von Agency – die widerständige und revolutionäre Praxis ließ sich indessen bei den »verhätschelten« Kindern ihres Samples nicht finden. Den Grund für ihre Schwierigkeiten im Forschungsprozess, sieht Sen in ihren »falschen« Vorstellungen dessen, was Agency sein muss, die mehr mit ihr als Forscherin zu tun haben als mit ihren Forschungsobjekten.

Über einen empirischen Zugang stellt *Claudia Dreke* (Potsdam) die Möglichkeiten bildanalytischer Methoden für die Erforschung von Agency in den Institutionen der Kindheit dar. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Bedeutung von Bildern im Rahmen von Dokumentationen in Kindertageseinrichtungen stellt sie die Frage, was von den Erwachsenen als interessant, adäquat und damit darstellbar erachtet wird. Am Beispiel ausgewählter Fotografien arbeitet sie die impliziten Setzungen in Bezug auf Kindheitsbilder und erwünschte Formen kindlicher Agency heraus.

Elena Büttow (Frankfurt am Main) behandelt die Möglichkeiten und Grenzen eines ethnographischen Blicks für die Betrachtung von Körperpraktiken von Kindern. Anhand von Aufnahmen verdeutlicht sie, wie die Körper von

Kindern im urbanen Raum sowohl Handlungen ermöglichen als auch begrenzen und damit ebenfalls Teil der Herstellung generationaler Ordnung sein können. Sie reflektiert die Bedeutung der Video-Ethnographie von Stadtteilbegehungen für die Analyse ihrer Daten sowie ihre eigene Rolle als erwachsene Forscherin in der Erhebungssituation.

Eine handlungstheoretische Ausformulierung des Agency-Konzepts entwerfen *Friederike Heinzl* und *Torsten Eckermann* (Kassel) am Beispiel einer Untersuchung von Peer-Interaktionen im Grundschulunterricht. Sie orientieren sich an der Akteur-Netzwerk-Theorie, um die Frage zu beantworten, wie SchülerInnensubjekte durch Adressierung hervorgebracht werden und wie hierdurch Handlungsfähigkeit eingeschränkt oder erweitert wird, und arbeiten dies an empirischem Material heraus.

Pierrine Robin (Paris) und *Timo Ackermann* (Hildesheim) beschäftigen sich im Kontext des Kinderschutzes mit der Erwachsenenperspektive auf Kindheit und Agency mittels einer Analyse von Akten des Jugendamts. Dabei rekonstruieren sie unterschiedliche Formen von Agency – vom Kind als *object of care* bis zum Kind »als Akteur«, die sie wiederum in Unterformen ausdifferenzieren.

Als Gegenentwurf zum dominanten Verständnis von Agency, das Agency nur in Fällen widerständigen und abweichenden Handelns realisiert sieht, rekurren *Doris Bühler-Niederberger* (Wuppertal) und *Christina Huf* (Frankfurt am Main) auf das theoretische Konzept der »Komplizenschaft« von Kindern, das auch die Rolle von Kindern in der (Re-)Produktion von (generationaler und struktureller) Ordnung als Form der Agency begreift. Im Sinne einer »kompetenten Gefügigkeit« könnten auch Gehorsam, Fügsamkeit und Komplizenschaft als Akteurschaft verstanden werden. An einem empirischen Beispiel entwickeln sie eine Heuristik der Agency innerhalb schulischer Strukturen, anhand derer sie zeigen, wie unterschiedliche generationale Ordnungen für Kinder zu verschiedenen Möglichkeiten der Agency führen.

Frederick de Moll (Frankfurt am Main) beschäftigt sich über einen quantitativen Zugang mit der Agency von Kindern im Prozess der Reproduktion sozialer Ungleichheit. Er legt den Fokus auf den Aspekt des ungleichen Kinderlebens in Relation zu sozialstrukturellen Bedingungen des Aufwachsens und auf die Rolle von Kindern als Akteuren bei der Reproduktion sozialer Ordnung. Er beleuchtet den Zusammenhang zwischen Freizeitaktivitäten der Kinder und ihrer Handlungsfähigkeit in der Schule und zeigt, wie die soziale Position von Kindern für ihre (schulbezogene) Agency relevant wird.

Laura B. Kayser und Tanja Betz

Sektion Soziologie des Körpers und des Sports und Sektion Wissenssoziologie

Tagung »Körperwissen II. Alter(n) und vergängliche Körper«

Michael Meuser und Reiner Keller luden zur gemeinsamen Tagung am 19. und 20. September 2013 in das internationale Begegnungszentrum (IBZ) an der Technischen Universität Dortmund ein. Eine erste Tagung der Sektionen zum Thema »Körperwissen« hatte im Jahr 2009 in Landau an der Universität Koblenz-Landau stattgefunden.

Der erste Tag hatte schwerpunktmäßig die im Laufe des Alterungsprozesses fortschreitende Bewusstwerdung der eigenen körperlichen Vergänglichkeit, die viele, wenn nicht alle Individuen erleben, sowie vielfältige Formen von alters(in)adäquaten Inszenierungen mitsamt der zugehörigen Diskurse und Deutungsmuster zum Gegenstand. Die Relevanz dieser Thematiken bestimmt sich insbesondere durch normative Leitbilder eines vitalen und funktionstüchtigen Körpers, welcher neben einer Quelle individueller Anerkennung und Wertschätzung auch zunehmend zum Objekt gesellschaftlicher Sollensforderungen geworden ist. Anrufungen des Anti-Aging werden dabei oftmals nicht zum bloßen Angebot, sondern zur Aufforderung der kontinuierlichen Auseinandersetzung mit dem eigenen, alternden Körper und – damit verbunden – auch Arbeit am eigenen Körper, sei es nun aus gesundheitlich präventiven, konservierenden oder ästhetischen Gründen.

Den Auftakt der Vorträge bestritt, nach der Tagungsöffnung durch Michael Meuser und Reiner Keller, *Tina Denninger* (München) mit einem Vortrag zum Thema »Beauty has no age limits? Körperbilder im Alter«. Sie fokussierte dabei Fragen der Positionierung alternder Körper innerhalb alternder Gesellschaften, welche Attraktivität, Vitalität und Jugendlichkeit einen hohen Stellenwert beimessen, da mit dem Alterungsprozess an sich sehr häufig auch ein Verlust körperlicher Schönheit verbunden wird, der oft schon weit vor dem 40. Lebensjahr thematisch relevant wird. Mit der Verortung der Verantwortung für die eigene Körperlichkeit auf Subjektebene und der Vorstellung des eigenen Körpers als Objekt gehen der Wunsch und der Versuch einher, den Körper zu manipulieren und zu optimieren. Dies korrespondiert mit kapitalistischen Wertvorstellungen von Leistungsfähigkeit, Flexibilität, Eigenverantwortung und auch mit einem herrschenden Schönheitsideal von Jugendlichkeit. Dabei wird der Begriff des »Blicks« in Abgrenzung zum visuellen Sehen ausgeführt, der als Bindeglied zwischen

den sozialen Subjekten fungiert. Blicke geschehen in Abgrenzung und Relation zu anderen (»Wie viele Falten habe ich im Vergleich zu [...]?«), aber auch selbstbezüglich in kritischer Auseinandersetzung mit dem eigenen Alterungsprozess (»Wie viele Falten habe ich im Vergleich zu früher?«). Hierbei spielen auch als altersinadäquat empfundene »falsche Inszenierungen« eine wichtige Rolle, wenn bspw. eine 70jährige Dame berichtet, keine Trägerhemden wegen der dadurch sichtbaren faltigen Haut zu tragen. Hierdurch wird auch die Grenzziehung zwischen Jung und Alt und den damit empfundenen adäquaten Inszenierungen ein relevantes Thema. Die Frage, wie alternde Subjekte mit diesen (neuen) Anforderungen an ihr Äußeres umgehen, wurde ebenso thematisiert, wie jene, ob dies zu veränderten Körper- bzw. Schönheitspraktiken führt.

Frank Adloff und *Larissa Pfaller* (Erlangen-Nürnberg) präsentierten im Rahmen ihres Vortrags »Anti-Aging als körperliche Inszenierung der »bewussten Lebensführung« Ergebnisse aus dem vom BMBF geförderten Projekt »Biomedizinische Lebensplanung für das Altern«. Sie befassten sich mit Erfahrungen von Anwender_innen moderner Anti-Aging-Praktiken und fragten nach der Funktion von Anti-Aging-Praktiken vor dem Hintergrund einer alternden Gesellschaft, welche simultan »Alter(n) abwertet und Jugendlichkeit, Schönheit und Aktivität postuliert«, sowie nach den Vorstellungen, die diese Praktiken transportieren. Dabei konnten die Referent_innen durch ihr empirisches Material die hohe Attraktivität und Persistenz von Anti-Aging-Praktiken sowie die vielfältigen Angebote und Möglichkeiten zur Darstellung von körperlicher Fitness, Gesundheit und Leistungsfähigkeit verdeutlichen. Den zunächst als Widerspruch erscheinenden Befund der nur bedingt feststellbaren Wirksamkeit von Anti-Aging-Praktiken durch die Anwender_innen deuteten die Referent_innen dabei als Möglichkeitsraum der praktizierenden Subjekte, sich als rational und selbstsorgend zu inszenieren, wodurch die körperliche Praxis selbst in den Blick gerät. Anti-Aging wird zur Sinn-Ressource, durch die der Weg bzw. die Praxis selbst zum »Ziel« wird. Eine Beendigung dieser Praxis käme dabei einem »sich nicht mehr um sich selbst kümmern« gleich, womit eine Problemverschiebung vom Status Quo hin zum »fertigen« Endzustand verbunden scheint.

Es folgte der Vortrag von *Dagmar Hoffmann* (Siegen), die »Fallstudien zum Verhältnis von Körperwissen, Schönheit und Medien im Lebenslauf« präsentierte. Die Referentin thematisierte insbesondere die kulturelle Prägung von Körperlichkeit im Kontext des vorherrschenden Zeitgeistes und die Einfluss-

nahme der Medien auf den Umgang mit und die Wahrnehmung von Körperpraktiken, -vorstellungen und -bewertungen. Im Einzelnen wurde danach gefragt, »wann Menschen besonders empfänglich für entsprechende mediale Angebote sind« und sich diese aneignen, »wie umfassend und nachhaltig diese Adaptionen medialer Körper sind« und »welche Konsequenzen diese Auseinandersetzung mit medialen Körperschemata in biografischer Hinsicht« für das Körperselbstbild und -bewusstsein sowie das eigene Selbst hinsichtlich Schönheitsempfinden und psychosozialem Wohlbefinden haben. Vorgestellt wurden dazu die Ergebnisse von 2012 und 2013 durchgeführten Interviews mit zwei Ehepaaren aus einem größeren Interviewsample, in denen die Partner jeweils getrennt voneinander befragt wurden.

Im Anschluss sprach *Grit Höppner* (Wien) über das Thema »Körperlichkeit erzählen – zum Erleben des Alter(n)s von WienerInnen im Ruhestand«. Die Referentin präsentierte dabei Ergebnisse ihrer Dissertation, in der sie das Phänomen »schön sein im Alter« in der österreichischen Gegenwartsgesellschaft untersucht. Sie zeigte, wie das verkörperte Wissen der Interviewten innerhalb des Konzepts des »erfolgreichen Alterns« eingefasst ist und reflektiert wird. Wie im Vortrag von Tina Denninger finden sich auch hier kulturelle Bilder von Attraktivität, welchen mit einer als angemessen empfundenen körperlichen Selbstpräsentation begegnet wird. Exemplarisch wäre hier die Frage nach der Tragbarkeit eines Trägertops zu nennen, da dieses ggf. Hautstellen sichtbar werden lässt, welche (z.B. aufgrund von Faltigkeit, Schläffheit) ab einem bestimmten Alter nicht mehr zu präsentieren sind. Auch hier knüpfen die kulturellen Bilder an Vorstellungen von Leistungsfähigkeit und Aktivität innerhalb des persönlichen Nahbereichs an. Die Verkörperung entsprechender Bilder mithilfe bestimmter Objekte (z.B. Kleidung) kann dabei zu einer temporären Verschiebung des Alter(n)s führen. Bemerkenswert ist, dass insbesondere diejenigen Befragten entsprechende Strategien realisieren, die bereits seit langem solche Praktiken einsetzen und aufgrund ihres Gesundheitszustandes das »erfolgreich altern« bereits verkörpern.

Mario Kunczický (Wien) stellte sein Dissertationsprojekt über »Konstruktion(en) von ›Körper‹ und ›Alter(n)‹ im öffentlich-massenmedialen Diskurs über ›Männliche Wechseljahre‹ vor. Anhand des öffentlich-medialen Diskurses über die »männlichen Wechseljahre«, deren Existenz bio-medizinisch noch offen ist, sollen diskursanalytisch »mediale Prozesse, Praktiken, Regeln der Wissenskonstitution [und] damit verbundene Ressourcen, die Rolle kollektiver AkteurInnen, als auch der gesellschaftliche Kontext und die Folgen«

in den Blick genommen werden. Ziel der Arbeit wird sein, »die im Wechseljahr-Diskurs konstituierten Wissensbestände über Körper(lichkeit), Geschlecht und Alter(n) und körperliche Normen aufzudecken«.

Der zweite Konferenztag stand thematisch im Zeichen von »Schmerz«, »Chronische Erkrankungen« und »Tod/Sterben«. Zunächst sprachen *Stefan Dreßke* und *Teshiban Ayalp* (Kassel) über »Schmerznormalisieren als Alltag bei Hochbetagten«. Dem Thema »Schmerz« wird insbesondere in Form von »chronischen Schmerzen« ein Status als Volkskrankheit zugeschrieben, die von entsprechenden Spezialisten behandelt wird. Damit verbunden ist häufig das Postulat der Schmerzfreiheit, die der Erfahrung einer Schmerznormalität entgegensteht. Insbesondere bei hochbetagten Menschen, also jenen Geburtskohorten, die den zweiten Weltkrieg erlebt haben, gilt die Vorstellung einer Normalität von Schmerz, da Schmerzen z.T. von früher Kindheit an, auch im Kollektiv, erfahren wurden. Die Referent_innen konnten anhand ihres Datenmaterials herausarbeiten, wie sehr »Schmerz« im Rahmen der Biografien der Befragten zum Alltag gehörte. Dieser Schmerz zeigt sich »als besondere Form der Körperaufmerksamkeit«, er wird kollektiv erfahren, gedeutet und plausibilisiert. Auch findet die Schmerznormalisierung im Alltag statt und der erfahrene Schmerz kann »hinter sinnvoll erfahrener Körpernutzung, der Organisation von Autonomie und von sozialen Bindungen, insbesondere dem Wunsch einer selbstständigen Lebensführung« in den Hintergrund treten. Darüber hinaus wurde verdeutlicht, wie die geriatrische Versorgung der Patienten an den Erfahrungshorizont der Patienten anschließt und anstatt auf Schmerzbehandlung auf »Bewegung und Alltagsfähigkeit« fokussiert und wie damit die Sinndeutungen der Patienten aufgenommen werden.

Mone Spindler (Tübingen) präsentierte im Anschluss ihren Vortrag »Von der chronisch degenerativen Systemkrankheit zum Haupterkrankungsrisiko. Wissen über Alter(n) im Umfeld der deutschen Anti-Aging Medizin«. Sie fokussiert auf die Darstellung der Bedeutungsverschiebung der Kategorie »Alter«, die mit der Neugründung der Anti-Aging Medizin in Deutschland verbunden ist. Mit der Neukonzeptualisierung des Alters ist u.a. auch eine Neudefinition der Verantwortlichkeit für Krankheit im Alter verbunden. Kern dieser neuen Definition ist die finanzielle und lebensstilbezogene Eigenverantwortung für das Haupterkrankungsrisiko im Alter, welche die Akteure der neubegründeten Anti-Aging Medizin als »gerechtere Form [der] intergenerationale[n] Solidarität« vorschlagen.

Ronald Hitzler (Dortmund) und *Henny Annette Greve* (Fulda) sprachen zum Thema »Die unerbittliche Gegenwärtigkeit der Vergänglichkeit des Körpers. Zur Entsinnung eines Menschen im sogenannten Wachkoma«. Die Referent_innen zeigten exemplarisch den Fall eines Menschen im sog. »Wachkoma«. Dabei standen die »Appräsentationen bzw. nicht auszuschließenden physischen und organischen Beeinträchtigungen« und die zugehörigen medizinischen, therapeutischen und pflegerischen Maßnahmen sowie »daraus resultierende, auch nicht-intendierte Aus-Wirkungen bis hin zur Entsinnung« im Vordergrund. Die teils sichtbaren und teils vermuteten primären und sekundären Verluste von Sinnesfähigkeiten illustrierten innerhalb des Vortrags auf eindrückliche Weise die – hier im Unterschied zu vielen chronischen Krankheiten nicht auszublendende, sondern der Wahrnehmung ständig präsent – Vergänglichkeit des menschlichen Körpers.

Den zweiten Tag beschlossen *Thorsten Benkel* und *Matthias Meitzler* (Frankfurt am Main) mit ihrem Vortrag zu »Körperwissen und Todesnähe. Bilder des Alterns – Gewissheit des Sterbens«. Die von alten Menschen wahrgenommene und auch kommunizierte Todesnähe rückt ebenfalls die Vergänglichkeit des Körpers ins alltägliche Bewusstsein. Der Vortrag, der sich empirisch u.a. auf die Untersuchung von Friedhöfen im gesamten deutschsprachigen Raum, auf Interviews mit Bestattern, Kunsthistorikern oder Steinmetzen bezog, thematisierte insbesondere die »besondere Beziehung zwischen Alterswissen, Körperwissen und Sterbegewissheit«. Anhand dieser Verschränkungen zeigten die Referenten das nicht das Körperempfinden, sondern »die Kommunikation vom Wissen über den Körper heutzutage die entscheidenden Impulse für die »Sorge um sich« (Foucault) liefert«.

Benjamin Neumann

Sektion Umweltsoziologie

Tagung »Die ökologische Gesellschaft und ihre Feinde« am 26. und 27. September 2013

Die 10. Tagung der Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie (NGU) fand an der Universität Flensburg statt. Zwei Tage beschäftigten sich rund 45 Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler aus Österreich,

der Schweiz und Deutschland mit dem Verhältnis von Ökologie und Gesellschaft. Der Titel der Tagung lehnte sich auf ironische Weise an Karl Poppers Klassiker »Die offene Gesellschaft und ihre Feinde« aus dem Jahr 1945 an, in dem er den ideologischen Feinden eines liberalen, demokratisch verfassten und entwicklungs-offenen Gemeinwesens nachspürte und sich dabei auch mit den Theorien von Georg W. F. Hegel und Karl Marx als Vertreter eines »soziologischen Determinismus« kritisch auseinandersetzte.

Die diesjährige NGU-Tagung machte sich mit zahlreichen Beiträgen auf die Suche nach den Gegenkräften und Barrieren einer sozial-ökologischen Transformation. In den vergangenen Jahrzehnten haben die Themen »Ökologie« und »Nachhaltigkeit« deutlich an gesellschaftlicher Relevanz gewonnen. Ökologische Bewegungen verzeichneten starken Zulauf, Umwelt- und Klimaschutz sind zu zentralen Politikfeldern avanciert und Umfragen bestätigen die Unterstützung entsprechender Anliegen in der Bevölkerung. Auch eine wachsende Zahl von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern beschäftigt sich mit Nachhaltigkeitsfragen. Dennoch ist die Anzahl ressourcenintensiver Konsumgüter in den vergangenen Jahren stark angewachsen, die weltweiten Treibhausgasemissionen steigen weiter an und auch in wohlhabenderen Gesellschaften ist eine Verringerung des ökologischen Fußabdrucks nicht absehbar. Paradoxerweise scheinen sich die ökologischen Probleme zu verschärfen, obgleich sie immer greifbarer werden und die Bemühungen zu ihrer Eindämmung in der Gesellschaft intensiv diskutiert werden. Zugleich ist beim Umwelt- und Klimaschutz das Verhältnis zwischen Freiheit und Zwang Gegenstand virulenter öffentlicher Debatten und entsprechende Maßnahmen werden rasch als »obrigkeitsstaatlich« und »bevormundend« bezeichnet – auch daher bot sich die Referenz zu Popper an.

Bernd Sommer (Flensburg), der zusammen mit Jan-Felix Schrape die 10. NGU-Jahrestagung ausgerichtet hat, stellte einfürend heraus, dass der Begriff der »Feinde« auch als Metapher für gesellschaftliche Pfadabhängigkeiten und Mechanismen stehe, die den Bemühungen zu einer nachhaltigeren Lebensweise und Gesellschaftsorganisation entgegenstehen. Sei das Thema »gesellschaftliche Konflikte« auch traditionell von großer Bedeutung in der Soziologie, finde ihre systematische Erforschung im Kontext von Nachhaltigkeitstransformationen kaum statt. Vor diesem Hintergrund gewinne für die sozial-ökologische Forschung Norbert Elias' Befund aus »Was ist Soziologie?« (1970) an Aktualität, wonach man gesellschaftliche Spannungen und Konflikte nicht dadurch aus der Welt schaffe, dass man sie unterschlägt. *Matthias Groß* (Jena und Leipzig), Sprecher der Sektion Umweltsoziologie,

zeigte in seinem Auftakt-Vortrag, dass der Weg zu mehr Nachhaltigkeit durch viele Unwägbarkeiten gekennzeichnet sei und letztlich nur über Versuche und Experimente beschritten werden könne. Am Beispiel der Beseitigung von industriellen Altlasten wies er auf die ständig präsenten Faktoren Zufall, Informationsmangel und prospektive Unsicherheit hin. Auch jeder Transformationsprozess in Richtung Nachhaltigkeit sei von vergleichbaren Einflussfaktoren gekennzeichnet. Angesichts einer letztlich niemals vorher-sagbaren Zukunft würde Nichtwissen zum Normalfall und jegliches Handeln zum Experiment.

Im Anschluss daran wurden im ersten Tagungsblock exemplarische Nachhaltigkeitsprobleme aus unterschiedlichen theoretischen Blickwinkeln beleuchtet. *Michael Lähmann* (Göttingen) unterzog den zeitgenössischen Fortschrittsbegriff einer kritischen Analyse: Das derzeit vorherrschende Verständnis verkürze Fortschritt auf eine ökonomische Steigerungslogik. Seinem Ursprung nach sei Fortschritt dagegen ein vielschichtiger Begriff und lasse Raum zur Unterscheidung zwischen sozialen und technischen Fortschrittsaspekten oder der Differenzierung zwischen qualitativem und quantitativem Wachstum. *Andrea M. Hoke* (Wien) beschrieb anschließend die Vermarktungsfähigkeit einer mittlerweile omnipräsenten »Ökoästhetik«, die den Verbrauchern trotz ökologischer Großkrisen den Warenkonsum als akzeptabel erscheinen lasse und über die Distinktionsfunktion symbolischen Konsums hinausgehe: Die »Ökoästhetik« vieler zeitgenössischer Produkte habe die Funktion, den Güterkonsum mit den (ökologischen) Werthaltungen des Konsumenten selbst in Einklang zu bringen. Abschließend präsentierte *Jan-Felix Schrape* (Stuttgart) das insbesondere in den 1970er Jahren vielrezipierte Buch »Der Mythos der Maschine« des amerikanischen Technikkritikers Lewis Mumford aus zeitgenössischer Perspektive, das sich seiner Ansicht nach trotz oder gerade wegen des verankerten Technikpessimismus durch einen hohen Aktualitätsbezug auszeichnet, was auch anhand der vorausgegangenen Vorträge greifbar wurde.

Der zweite Tagungsblock veranschaulichte entlang von Fallbeispielen mögliche Ansatzpunkte eines sozialökologischen Transformationsprozesses. In einem kulturhistorischen Exkurs zeichnete *Philipp Altmann* (Berlin) die Begriffsgeschichte des Konzepts des »Guten Lebens« in Ecuador nach, das sich aus der dortigen indigenen Kultur heraus entwickelt hat und das Ideal umschreibt, als Individuum in Harmonie mit Gesellschaft und Natur zu existieren. Oft auch als Alternative zum fortschrittsorientierten west-

lichen Entwicklungsbegriff verstanden, hat das Konzept in den letzten Jahren verstärkt Einzug in das politische Tagesgeschehen vieler lateinamerikanischer Staaten erhalten und diene Altmann zufolge immer wieder als politischer Kampfbegriff für unterschiedliche Interessengruppen. Die damit einhergehende Politik verliere die ursprüngliche Bedeutung des Begriffs allerdings häufig aus den Augen. Aus politikwissenschaftlicher Perspektive beschäftigte sich *Stefan Wurster* (Heidelberg) nachfolgend mit dem Zusammenhang von staatlichem Regimetyyp und Nachhaltigkeit: Auf Basis einer Analyse von 50 Industrie- und Schwellenländern zeigte er, dass demokratisch verfasste Gesellschaften gegenüber autokratischen Regimen eine stärkere Fokussierung auf Nachhaltigkeitsfragen aufweisen bzw. – bereinigt vom Einfluss des Wohlstandsniveaus – eine insgesamt höhere Nachhaltigkeitsperformanz verzeichnen. Der darauffolgende Vortrag von *Josefa Kny* (Berlin) ging den Beweggründen von Menschen nach, die sich in ihrer Praxis für einen ökologischen Wandel einsetzen. Ihre Untersuchung auf Basis von Interviews mit Sozialunternehmern, Klimaschützern, Stadtgärtnern und anderen Aktivisten führte vor Augen, dass intrinsische Motive (wie die Suche nach Selbstverwirklichung) und ein ausgeprägtes ökologisches Problembewusstsein zu den zentralen Motiven für deren Engagement zählten und viele Befragte ein hohes Maß an Optimismus und Experimentierfreude aufwiesen. In den anschließenden Posterpräsentationen stellte *Evelyn Markoni* (Bern) ihre Forschung zur Rolle des »Lifestyle of Health and Sustainability« (LOHAS) in der Nachhaltigkeitstransformation vor, *Sebastian Bohnet* (Leipzig) präsentierte Ergebnisse zur Diffusion von Bioenergiedörfern, *Sebastian Becker* (Göttingen) skizzierte Ansatzpunkte zur Untersuchung von sozialen Netzwerkstrukturen in einem Permakultur-Garten und *Kerstin Stark* (Jena) diskutierte das weltweit beobachtbare Bienensterben als »Hyper Collapse Disorder«.

Welche Gegenkräfte und Barrieren stehen einer ökologischen Gesellschaft konkret im Wege? Dieser Frage gingen die Beiträge des dritten Tagungsblocks nach. *Luisa Tremel* (Flensburg und Berlin) stellte Ergebnisse ihrer laufenden Dissertation vor, in der sie die Abschaffung der atlantischen Sklaverei als Beispiel für einen abgeschlossenen Transformationsprozess analysiert. Ihrer These nach folgen die geläufigen Theorien über den Wandel zur Nachhaltigkeit einem zu eindimensionalen und stetigen Entwicklungsgedanken. Ein Transformationsprozess verlaufe allerdings so gut wie nie linear, sondern sei durch Kontingenz gekennzeichnet, von wechselnden interagierenden Rahmenbedingungen beeinflusst und vor diesem Hintergrund

eher durch Phasen schubartiger Veränderungen und von Rückschlägen gleichermaßen geprägt. In ihrem historischen Beispiel hatten etwa einige Teilerfolge wie die Handelsverbote mit Sklaven eher hemmende Wirkung auf den weiteren Befreiungskampf, anstatt ihn weiter anzukurbeln. *Florian Lottermoser* (Hamburg) beschrieb im zweiten Vortrag des Blocks die Gegenkräfte auf dem Weg in eine nachhaltige Gesellschaft am Beispiel des Konsums. Dazu ergänzte er das Konzept der Pfadabhängigkeit, das bislang vor allem in Bezug auf gesellschaftliche Institutionen und Infrastrukturen Anwendung findet, um das von ihm entwickelte Mikropfad-Konzept: Mikropfade könnten auch in den Handlungsroutrinen und Entscheidungsprozessen von Individuen beobachtet werden, weshalb sich viele Gegenkräfte einer ökologischen Transformation nicht als exogene Faktoren fassen ließen, sondern vielmehr in den psychologischen Mechanismen der Individuen selbst verankert seien. *Jana Louisa Herbst* (Wien) beschrieb anschließend auf der Grundlage eigener Feldstudien in Nicaragua die Nachhaltigkeitszertifizierung von Agrarkraftstoffen als Ausdruck einer Symbolpolitik der »Ökologischen Modernisierung«, bevor *Marco Sonnberger* (Stuttgart) den Blick auf die Rolle von Rebound-Effekten als »Gegenspieler« eines ressourcenschonenderen Wirtschaftssystems lenkte, die eine Erklärung dafür bieten, warum der Gesamtenergieverbrauch in den Wohlstandsnationen trotz technologischer Effizienzrevolutionen weiter ansteigt. So werden z.B. die Energieeinsparungen im Bereich der Heizsysteme durch die gestiegene Wohnfläche pro Kopf konterkariert.

Im vierten und letzten Tagungsblock wurden dialektische Sichtweisen bzw. Beiträge diskutiert, die das Freund-Feind-Schema dekonstruieren. *Antje Otto* (Potsdam) führte aus poststrukturalistischer Perspektive zunächst die Grenzen einer dichotomen Einteilung in Freunde und Feinde vor Augen und zeigte am Beispiel eines lokalen Projektes in Hessen die inneren Widersprüche einer Umweltgruppe auf, deren Mitglieder sich auf der einen Seite klimapolitisch für die Energiewende einsetzen und auf der anderen Seite aus Gründen des Naturschutzes die Errichtung eines Windparks blockieren. Diesen Widerstand als bloßes »not in my backyard«-Phänomen abzutun, würde der tatsächlichen Motivation der Aktivisten nicht gerecht. Nach *Martin Försters* (Flensburg) quantitativen Analysen sei überdies die Bereitschaft, zum Umweltschutz beizutragen, bei vielen Menschen gerade deshalb nicht ausgeprägter, weil der Nutzen einer entsprechenden Umorientierung als nur abstrakt wahrgenommen würde. Abschließend illustrierte *Martin*

David (Essen) die produktive Funktion von Feindbildern in energiepolitischen Kämpfen. Anhand von Aussagen einiger Gründungsmitglieder der Elektrizitätswerke Schönau eG – den sogenannten Stromrebelln – arbeitete er heraus, wie das Empfinden von Wut auf den damaligen Stromnetzbetreiber den Protest befeuerte und so zur Gründung einer bis heute sehr erfolgreichen Bürgerenergiegenossenschaft beitrug.

Als Ausgleich zu dem straffen Tagungsprogramm mit über 20 Beiträgen standen die Abende ganz im Zeichen des informellen Austauschs beim Abendessen in stimmungsvollen Flensburger Restaurants – und dabei zeigte sich vor allem eines: Die Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie (NGU) ist auch nach zehn Jahren noch immer ein vitales Netzwerk von engagierten jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im interdisziplinären Kontext. Die 11. Tagung der NGU wird im November 2014 an der Universität Stuttgart stattfinden.

Maximilian Schmies, Jan-Felix Schrape, Bernd Sommer

Sektion Wirtschaftssoziologie

Bericht zur Tagung »The winner takes it all: Wirtschaftssoziologische Ansätze zur Erklärung von Erfolg«

Wieso zieht David Beckham, wo er auch auftaucht, alle Aufmerksamkeit – und auch viel Geld – auf sich? Und wieso konnte sich Ludwig XIV. als Sonnenkönig etablieren? Und nicht zuletzt, warum verdienen junge Broker in New York das Vielfache eines Normalhaushalts? Erfolg scheint ein zentraler Maßstab sozialen Handelns zu sein. So fragen die Organisatoren Marc Keuschnigg und Mark Lutter zu Recht, warum die Wirtschaftssoziologie bislang kaum das Phänomen wirtschaftlichen Erfolgs thematisiert habe. Die Organisatoren haben sich daher das Ziel gesetzt, dieses Themenfeld für eine breite wirtschaftssoziologische Diskussion zu öffnen. Die Tagung stand unter dem programmatischen Titel »The winner takes it all: Wirtschaftssoziologische Ansätze zur Erklärung von Erfolg« und fand am 11. und 12. Dezember 2013 in den Räumen der Carl Friedrich von Siemens Stiftung im Schloss Nymphenburg in München statt.

Nach der Begrüßung und Einführung in die Thematik durch die Organisatoren eröffnete *Sigbard Neckel* (Frankfurt am Main) als Keynote-Sprecher die

Tagung. Neckel vertritt die These, dass stark asymmetrische Erfolgsverteilungen im ökonomischen Kontext in der Regel nicht aufgrund von Leistung und somit auch nicht aus dem Markthandeln hervorgehen; folglich können *winner-takes-it-all*-Phänomene laut Neckel nicht mit dem Bezug auf Marktkräfte legitimiert werden. In diesem Zusammenhang geht er auf die Herkunft der *winner-takes-it-all*-These ein und diskutiert ihre Annahmen kritisch. Anhand eines Beispiels verdeutlicht Neckel, dass ein sehr kleiner Teil der US-amerikanischen Oberschicht ein enorm hohes Einkommen, das in etwa 24 % des US-amerikanischen BSP entspricht, aus Finanzmarktaktivitäten und nicht aufgrund des Leistungsprinzips bezieht; Neckel spricht in diesem Zusammenhang von einem offenen Prozess der Refeudalisierung.

Der erste Block der Tagung thematisiert Ansätze zur Erklärung von Erfolg im Bereich der Kunst- und Kulturmärkte. *Marc Keuschnigg* (München) sucht in seinem Beitrag nach den generierenden Prozessen bzw. sozialen Mechanismen, die auf Märkten extrem ungleiche Erfolgsverteilungen hervorbringen, sich jedoch aus einer rein makrostrukturellen Perspektive nicht erklären lassen. Keuschnigg vermutet, dass es sich hierbei um zwei soziale Prozesse auf der Mikroebene handelt; zum einem um den Prozess der Optimierung individueller Entscheidungsträger, sein Vorredner Sighard Neckel spricht in diesem Zusammenhang von produktivitätsorientierter Entlohnung von Managern, zum anderen um den Prozess der Konformität, welcher aber zumeist kaum durch adäquat erbrachte Leistung abgedeckt wird. Keuschnigg fragt nach empirischen Evidenzen am beispielhaft herangezogenen Buchmarkt und kommt unter anderem zu dem Ergebnis, dass die Entstehung von Bestsellern im Wesentlichen auf kumulativen Vorteilen beruht, deren ursprüngliches Auftreten aber nicht mit Qualität korrespondiert. *Gunnar Otte* (Marburg) sucht in seinem Beitrag nach Qualitätskriterien in der Popmusik. Otte zeigt, dass Qualitätskriterien über einen dreistufigen sozialen Definitionsprozess: der Selektion, der Bewertung und der Einflussnahme hergestellt werden. Ergebnis seiner Studie ist die Erkenntnis, dass Rezensionen in Fachzeitschriften und Chart-Erfolge in keinem Entsprechungsverhältnis stehen. *Nina Tessa Zahner* (Leipzig) geht wiederum in ihrem Beitrag auf die Preisbildungsmechanismen auf internationalen Kunstmärkten ein und verortet die Determinanten von Erfolg in den Subfeldern der Kunst. Zahner argumentiert, dass es nicht mehr Museen sind, die Erfolgzuschreibungen herstellen, sondern diese viel mehr auf Sekundärmärkten, wie etwa Auktionsmärkten, erfolgen. *Mark Lutter* (Köln) macht in seinem Referat die extremen Erfolgsunterschiede auf dem US-amerikanischen

Markt für Kreativschaffende in der Filmbranche zum Thema und sucht nach den Ursachen von Erfolg. Lutter zeigt, basierend auf einer Netzwerkstudie, dass sich über das individuelle Talent Erfolg nicht erklären lässt, wichtiger sind unter anderem Reputationsmechanismen, Netzwerkpositionen sowie die Art der Beziehungsstruktur von Netzwerken. Er zeigt konkret am Beispiel individueller Karrierepfade von Filmproduzenten, dass die Positionen, welche die Akteure in sozialen Netzwerken einnehmen, Erfolg bedingen bzw. sich erst in bestimmten Netzwerkpositionen kreative Ideen entwickeln lassen und sich darüber hinaus *die* Möglichkeiten eröffnen, um erfolgreiche Filme zu produzieren.

Der zweite Block der Tagung thematisiert die »Kulturen des Erfolgs«. *Georg Reischauer* (Wien) referiert über den Gegenpart von Erfolg, genauer: über die Kultur des Scheiterns. Er argumentiert, dass das Scheitern zu den integralen Bestandteilen kapitalistischer Wirtschaftsordnungen gehört, die Interpretation und somit der gesellschaftliche Umgang mit dem Scheitern aber von kulturellen Gesichtspunkten abhängig sei. Reischauer zeigt anhand einer vergleichenden, historischen Fallanalyse zwischen den USA und Deutschland, dass die unterschiedlichen, historisch gewachsenen Normen und Werte der jeweiligen Nationen, aber auch nationale Sozialstrukturen die Interpretationsrahmen und den Umgang mit wirtschaftlichem Scheitern bestimmen. Zum Abschluss des ersten Tages referieren *Raphael Heiberger* (Bamberg) und *Andreas Schmitz* (Bonn) über globale und nationalstaatliche Zusammenhänge und beleuchten das funktionale Wechselverhältnis des *Dept Security*-Markts mit anderen gesellschaftlichen Bereichen. Heiberger und Schmitz zeigen anhand ihrer Ergebnisse und mithilfe der Feldtheorie von Bourdieu, dass zwischen dem Kapitalvolumen am Finanzmarkt und anderen Kapitalien wie bspw. Denjenigen des kulturellen, aber auch des militärischen Felds von Staaten enge Zusammenhänge bestehen.

Der zweite Tag der Tagung beginnt mit dem Beitrag von *Klaus Kraemer* und *Dieter Reicher* (Graz). Kraemer und Reicher gehen wie die Neue Wirtschaftssoziologie von der Annahme aus, dass Ungewissheitsmomente und Koordinationsprobleme auf Märkten über die Einbettung von Marktbeziehungen abgebaut bzw. gelöst werden. Sie argumentieren im Anschluss, dass die unterschiedlichen Wirtschaftsakteure, aber auch Märkte, in Narrationen eingebettet sind, und folgern, dass Wirtschaftsakteure das Koordinationsproblem über sogenannte *stories* bzw. Glaubensüberzeugungen, wie etwa Mythen oder Ideen, lösen, um bspw. neue Marktsegmente zu begründen oder Konkurrenzsituationen einzudämmen. Kraemer und Reicher belegen

ihre theoretischen Überlegungen am Beispiel der Olympischen Winterspiele von 1932 und einer Analyse österreichischer Internetforen zu wichtigen Fußballerevents. Allgemein lässt sich für die Wirtschaftssoziologie schlussfolgern, dass der Markterfolg von nicht-marktlichen Voraussetzungen abhängt.

Kai Brauer (Klagenfurt) referiert in seinem Beitrag über die selbstreferenzielle Legitimität von Erfolgskonstruktionen. Er argumentiert, dass Erfolg im Sinne eines *winner-takes-it-all*-Marktes nicht auf einem Leistungsprinzip beruht, sondern auf Zufällen oder Glück. Die Legitimation von Erfolg, so Brauer, beruht aber auf einem Leistungsmodus, welcher in Widerspruch zu den Lebensläufen und Erfahrungen der Individuen stehe. Die hier angedeutete Diskrepanz begründet, so der Referent, den Diskurs der Ungleichheit. Der dritte Block steht unter dem Motto Wissenschaft und Karriere.

Jan-Christoph Rogge (Berlin) zeigt, dass das deutsche Wissenschaftssystem einem umfassenden, politisch motiviertem Strukturwandel unterworfen ist. Rogge argumentiert daher, dass der Wissenschaftsbetrieb infolge politischen Handelns die Form eines Quasi-Marktes angenommen hat, der darüber hinaus strukturelle Merkmale eines *winner-takes-it-all*-Marktes vereint und nach dem Dafürhalten von Rogge dazu führt, dass sich der Wettbewerb um eine Professur extrem verschärft. Innerhalb dieses Spannungsfeldes verdeutlicht er mittels empirischer Daten, dass die subjektive, positive Selbsteinschätzung der eigenen Erfolgsaussichten von promovierten Akteuren, welche eine Professur anstreben, von einer guten beruflichen Förderung sowie von der Unterstützung aus dem privaten Bereich abhängt.

Tobias Wolbring (Zürich) geht in seinem explorativ angelegten Vortrag »Erfolgsungleichheit in der Wissenschaft« der Frage nach, ob sich die Wissenschaft als ein gemäßigter *winner-takes-it-all*-Markt thematisieren lässt, in welchem soziale Mechanismen zu einem disproportionalen Zusammenhang von Leistung und Erfolg führen. Wolbring geht auf Status-Effekte in der Wissenschaft ein und fragt, ob sich Erfolg im wissenschaftlichen Bereich übertragen lässt bzw. ob sich der Status von Dritten auf die eigenen Erfolgchancen positiv auswirkt.

Das in den Sozialwissenschaften bekannte Tocqueville Paradox bildete den Ausgangspunkt des Vortrags von *Joël Berger* (Zürich). Das Erklärungsproblem, das sich Berger stellt, spricht die vermeintlich so widersprüchlichen Situationen an, in welchen sich den Akteuren neue bzw. erweiterte Handlungsmöglichkeiten eröffnen, in deren Folge die individuelle Frustrationsrate jedoch ansteigt. Die theoretische Problemkonturierung erfolgt mithilfe eines

von Raymond Boudon entwickelten spieltheoretischen Modells. Die auf Laborexperimenten basierenden Ergebnisse zeigen, dass das Paradoxon unter anderem in wettbewerbsähnlichen Situationen wahrscheinlicher wird, wenn risiko-neutrale aber auch risikoaverse Individuen einander gegenüber stehen. Die Sprecherin der Sektion Wirtschaftssoziologie

Andrea Maurer (Frier) fasst zum Abschluss der Tagung die wesentlichen Aussagen der unterschiedlichen Beiträge zusammen und leitet die lebhaft und spannende Abschlussdiskussion. Die Tagung hat gezeigt, dass das Themenfeld des wirtschaftlichen Erfolgs noch eine große Bandbreite an vielversprechenden Forschungsthematiken für die Neue Wirtschaftssoziologie offen hält, die es zu entdecken gilt.

Robert Skok